aur

7

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1975

Was ist Sache?

Die NVA ist doch vollmotorisiert.
Warum da noch Marschgesang?
Hans-Rüdiger Ahlsen

Ich komme mir vor wie ein Fremder,
wenn ich in meinem alten Jugendklub
mal zur Disko gehen will!
Gefreiter Bernd Meißner

Die Armeezeit ist trotz Vollmotorisierung keine achtzehnmonatige SPW-, Panzer- oder Kfz-Fahrenszeit. Marschiert wird auch heute noch, und nicht wenig. Fußmärsche gehören zur physischen Ausbildung, dienen der Disziplinierung und ohne sie ließe sich manche Gefechtsaufgabe nicht erfüllen.
Nun ist es eine alte militärische Erfahrung, daß es mit einem Lied auf den Lippen besser und leichter vorangeht. Der legendäre russische Feldherr Suworow sagte einmal: „Ein Soldat ohne Lied ist wie ein Soldat ohne Waffe." Dieses Urteil hat bis heute nichts an Gültigkeit verloren. Ich entsinne mich, wie die Kilometer zusammenschrumpften und die müden Köpfe sich hoben, wenn wir nach kräftezehrenden Ausbildungsstunden den Rückmarsch antraten und vom ein Lied angestimmt wurde: „Spaniens Himmel", das Arbeiterkampflied über Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, „Dem Morgenrot entgegen", „Voran an Geschütze und Gewehre".
Der Marschgesang, wenn auch in seiner Klangreinheit nicht mit dem eines Chores zu vergleichen, möbelte auf, gab Kraft und frischen Mut. Und gerade das Singen von Arbeiterkampfliedern förderte die Entschlossenheit, unsere Aufgaben als Waffenträger der Arbeiter-und-Bauern-Macht zu erfüllen. Wie viele neue, gute Marschlieder sind inzwischen dazugekommen: „Im Regiment nebenan", wohl **das** Lied unserer Klassen- und Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee, „Denn zu jeder Stunde" oder manches andere. Ich meine, ein gutes Lied kann viel, sehr viel. Um es gut, also mit belebender und mobilisierender Wirkung auf das Kollektiv, auf einen selbst und auch auf Zuhörende zu singen, bedarf es nicht in erster Linie einer voll ausgebildeten Stimme. Ich muß das Lied als mein Lied erkennen, muß es kennen und lieben, muß mit dem, was ich singe, übereinstimmen. Alles andere läßt sich, zumindest bis zu einem bestimmten Grad, erlernen. Für beides sollten wir in manchen Einheiten gewiß noch mehr tun. Damit wir das Marschlied wirklich als Waffe handhaben können.

*

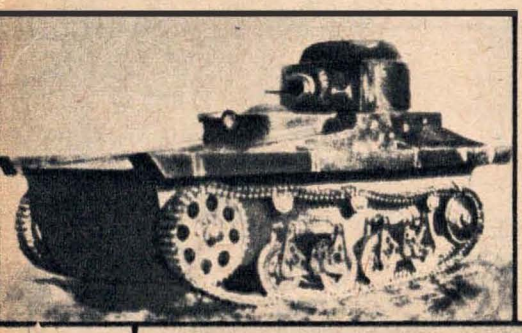
„Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, nun kann er stehen!" So schreiben Sie weiter. Zwei Jahre haben sie in der Ordnungsgruppe mitgemacht und auch bei der Renovierung im Herbst 74 geholfen. Aber wenn Sie mal auf Urlaub kommen, müssen Sie sich ewig anstellen, um zur Disko eine der begehrten, weil fast nie ausreichenden Karten zu kriegen.
Also wirklich: Da kann man schon sauer werden. Keineswegs nur, weil es bei Soldatens nicht jede Woche Urlaub geben kann und das Bedürfnis, tanzen zu gehen, demzufolge eine ganz besondere Berechtigung hat. Mehr noch empört mich, daß man einem Klubaktivisten wie Ihnen gegenübertritt, als zähle das alles nichts mehr, als wären Sie ein Fremder, als hätten Sie den Jugendklub schmählich im Stich gelassen. Dabei haben Sie doch gerade das Gegenteil getan: Nämlich den Armeedienst aufgenommen, um weitere Bedingungen dafür zu schaffen, daß die Mädchen und Jungen im Klub auch künftig fröhlich tanzen und feten können.
Da lobe ich mir den kleinen Jugendklub in Berlin-Baumschulenweg. Jüngst im April gab es eine echt fetzige Verabschiedung von zur Fahne einrückenden Jugendlichen. Mit einer Extra-Disko, mit Buchgeschenken und mit der „Ernennung" der künftigen Soldaten und Unteroffiziere zu Ehrenmitgliedern des Klubs auf (Wehrdienst)-Zeit. Und da solcherart Geehrte wohl auch Rechte zu beanspruchen haben, sind sie verbrieft: Jederzeit und zu jeder Veranstaltung garantierter und kostenfreier Eintritt. Klasse – kann ich da nur sagen. Zumal Klubleitung und FDJ-Aktiv das nicht allein in einem „Dokument" verbrieft haben, sondern darüber hinaus auch briefliche Verbindung mit ihren Klubaktivisten halten.
Übrigens würde es sicher nicht nur Sie und mich interessieren, wie – erstens – Ihr Jugendklub dazu steht und wie – zweitens – es andere Jugendklubs mit den Soldatengästen bzw. mit den aus ihrer Mitte in der NVA Dienenden halten. AR ist bereit, darüber mitzudiskutieren und auch Erfahrungen zu vermitteln.

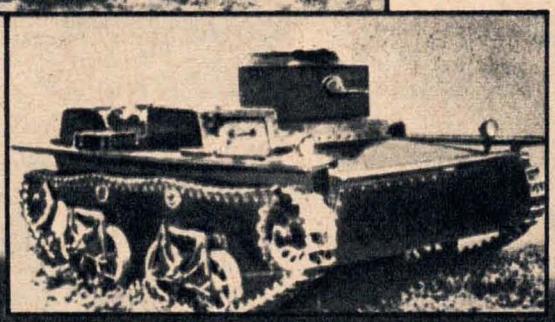
Ihr Oberst

Karl Heinz Fritzsch

Chefredakteur

Schwimmender STAHL





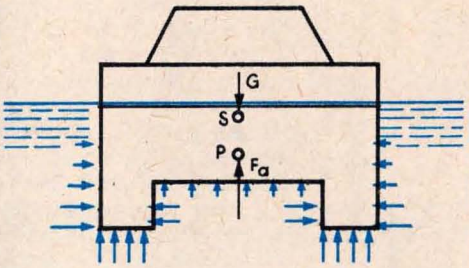
Erstlinge des sowjetischen Schwimmpanzerbaus: Panzerauto BAZ, Schwimmpanzer T-37 und T-38.

Mitte der dreißiger Jahre sind in der Sowjetunion und in England erstmals Panzer und Panzerautos bei Manövern eingesetzt worden, die Wasserhindernisse schwimmend überquerten. Die Fachwelt war sich einig: eine Sensation in der Militärtechnik!

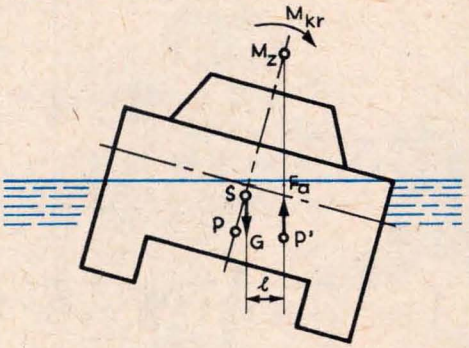
Heute erscheint uns das durchaus nicht als sensationell, vermag doch die Technik unserer Tage noch ganz andere „Wunder" zu vollbringen. Obwohl die Tatsache, daß es schwimmende Panzerkampfwagen gibt, allgemein bekannt ist, so sind doch die Umstände, die solch ein Landfahrzeug schwimmfähig machen, weniger geläufig. Gehen wir also der Sache auf den Grund. Wieso schwimmt ein stählernes Landfahrzeug und wie bewegt es sich im Wasser?

Die ersten Versuche im Schwimmpanzerbau fanden mit leichten Panzern statt, deren Masse nicht mehr als drei t betrug. Wie bei jedem schwimmenden Körper wirken auf die Oberfläche des eingetauchten Teils eines schwimmenden Panzers Reaktionskräfte, deren Resultierende die Auftriebskraft F_a ist. Diese Auftriebskraft ist so groß wie das Gewicht des eingetauchten Panzerunterteils und greift im Schwerpunkt P des verdrängten Wasservolumens an, dem sogenannten Volumenschwerpunkt. Die Resultierende der Fahrzeugmasse G greift im Massenschwerpunkt S an. Schwimmfähig ist ein Panzer dann, wenn sein Gewicht gleich dem der verdrängten Wassermenge ist.

Ein Panzer muß aber außerdem aus Sicherheitsgründen noch über ausreichende Schwimmreserven verfügen, damit er zusätzlich Schützen oder Lasten tragen kann. Darum ist das Gewicht der vom Schwimmpanzer verdrängten Wassermenge etwa um 20 bis 30 Prozent größer als dessen eigenes. Diese For-



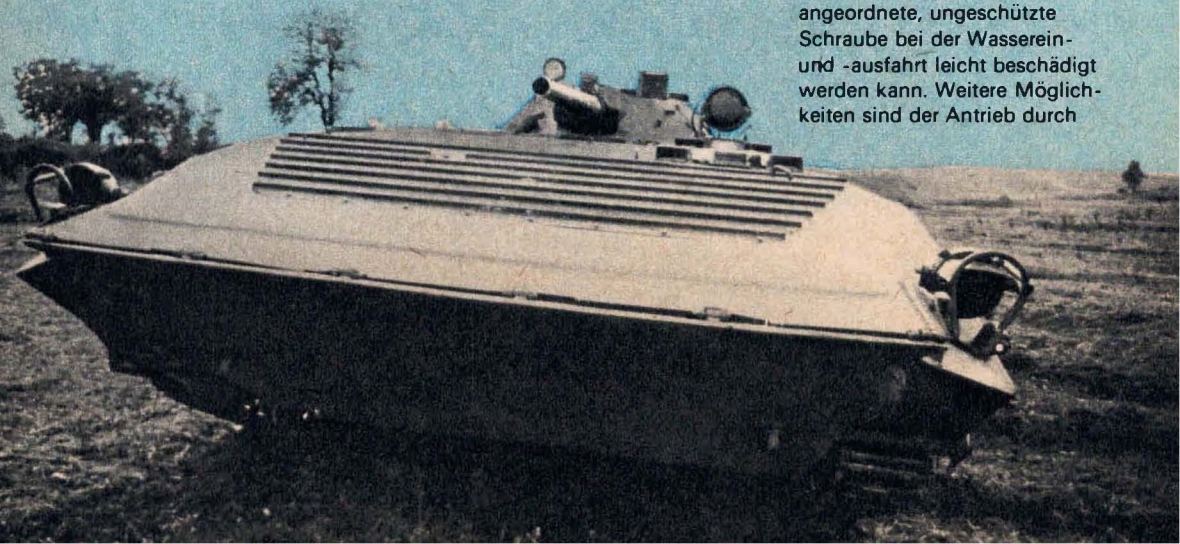
Auf den Schwimmpanzer wirkende Kräfte



Einwirkung eines äußeren Moments

derung kann man mit leichten Panzern erfüllen, deren Wanne eine große Querschnittsfläche hat. Kräfte, die beim Wellengang oder durch den Rückstoß der Kanone beim Schießen auf sie einwirken, dürfen kein Kentern verursachen. Die Panzer brauchen also eine gute Schwimmstabilität. Wirken auf das Fahrzeug von außen Kräfte ein, entsteht das äußere Moment M_{Kr}, das das Fahrzeug in eine andere Lage bringt. Dabei verändert sich die Form des eingetauchten Fahrzeugkörpers und der Volumenschwerpunkt verschiebt sich, so daß ein Hebelarm (l) entsteht. Die Auftriebskraft F_a und das Fahrzeuggewicht G wirken jetzt als Kräftepaar. Ist das Moment des Kräftepaares größer als das Moment M_{Kr}, kehrt das Fahrzeug in die Gleichgewichtslage zurück. Bei jeder durch äußere Kräfte erzwungenen Neigung um die Quer- oder Längsachse muß sich das Fahrzeug wieder aufrichten, bis F_a und G wieder in einer Richtung wirken. Ein Schwimmfahrzeug ist stabil, wenn der Schnittpunkt der Vertikalachse des Fahrzeugs mit der Wirkungslinie der Auftriebskraft, das sogenannte Metazentrum M_z, über dem Massenschwerpunkt liegt. Darum muß sein Massenschwerpunkt S möglichst tief liegen. Den größten Teil der Masse des Schwimmpanzers bilden aus diesem Grund die in der Panzerwanne untergebrachten Einrichtungen, wie der Antrieb, die Kraftübertragung und das in- und außerhalb der Wanne angebrachte Laufwerk. Die Panzerung, der Turm und die Bewaffnung dürfen dagegen nur den kleineren Masseteil ausmachen. Darum haben Schwimmpanzer auch nur eine kugelsichere Panzerung und ihre Kanone nur ein leichtes Kaliber. Die Ausrüstung des Schwimmpanzers wird so verteilt, daß der Massenschwerpunkt näher zum Heck als der Volumenschwerpunkt liegt, so daß sich beim Schwimmen der Bug über der Wasseroberfläche befindet.

Und wie „fährt" der Panzer oder SPW im Wasser? Wir kennen drei Antriebsarten. Die Kraft zum Bewegen des Schwimmpanzers wurde zuerst wie bei Schiffen mit einem Schraubenantrieb erzeugt. Der Hauptnachteil dieser Methode besteht darin, daß die außen angeordnete, ungeschützte Schraube bei der Wasserein- und -ausfahrt leicht beschädigt werden kann. Weitere Möglichkeiten sind der Antrieb durch



die Gleiskette (Schaufelprinzip) und mit Hilfe eines Wasserstrahltriebwerkes. Die letztere Art ist zwar die aufwendigste, aber auch die effektivste. Das Wasserstrahltriebwerk ist im Inneren des Fahrzeugs und sicher vor Beschädigung angeordnet. Seine Pumpe saugt das Wasser unter dem Fahrzeug an und drückt es mit erhöhter Geschwindigkeit durch ein Strahlrohr am Heck des Fahrzeugs entgegen der Fahrtrichtung nach außen. Gelenkt wird mit Hilfe eines Leitwerkes am Wasseraustritt oder indem bei zwei vorhandenen Strahltriebwerken der Austritt des einen verschlossen wird.

Nach diesem Exkurs in die Physik nun ein paar Worte zur Entwicklungsgeschichte der Amphibienfahrzeuge. In Großbritannien bestand 1929 der erste leichte Schwimmpanzer seine Erprobung, der Vickers-Carden-Loyd 1931. Auch Frankreich entwickelte Prototypen und Japan baute Schwimmpanzer. Aber insgesamt wurden bis zum zweiten Weltkrieg, außer in Japan, keine einsatzfähigen Schwimmpanzer in die imperialistischen Armeen eingeführt.

In der Sowjetunion begann die Eigenentwicklung gepanzerter Fahrzeuge zu Beginn der 30er Jahre, nachdem in den ersten Fünfjahrplänen die industriellen Grundlagen dafür geschaffen waren. Die sozialistische Militärwissenschaft verstand es am besten, die Gesetzmäßigkeiten für den Aufbau und den Einsatz dieser neuen Waffe auszuarbeiten und anzuwenden. Auf der Grundlage der zentralen staatlichen Leitung und der sozialistischen Industrie wurden darum in der Sowjetunion in der Folgezeit auch einsatzfähige Schwimmpanzer entwickelt, gebaut und der Roten Armee übergeben.

Der Schwimmpanzer T-37, der erste seiner Gattung, ging 1933 in Serienproduktion und wurde ab 1934 als Aufklärungsfahrzeug eingesetzt. Er hatte einen Schraubenantrieb mit verstellbaren Schraubenflügeln für das Rückwärtsschwimmen. Motor und Getriebe wurden vom LKW GAZ-AA übernommen. Diese Schwimmpanzer waren auch die ersten Panzer, die während der großen Manöver 1935 und 1936 zur Unterstützung der Luftlandetruppen von Flugzeugen transportiert wurden.

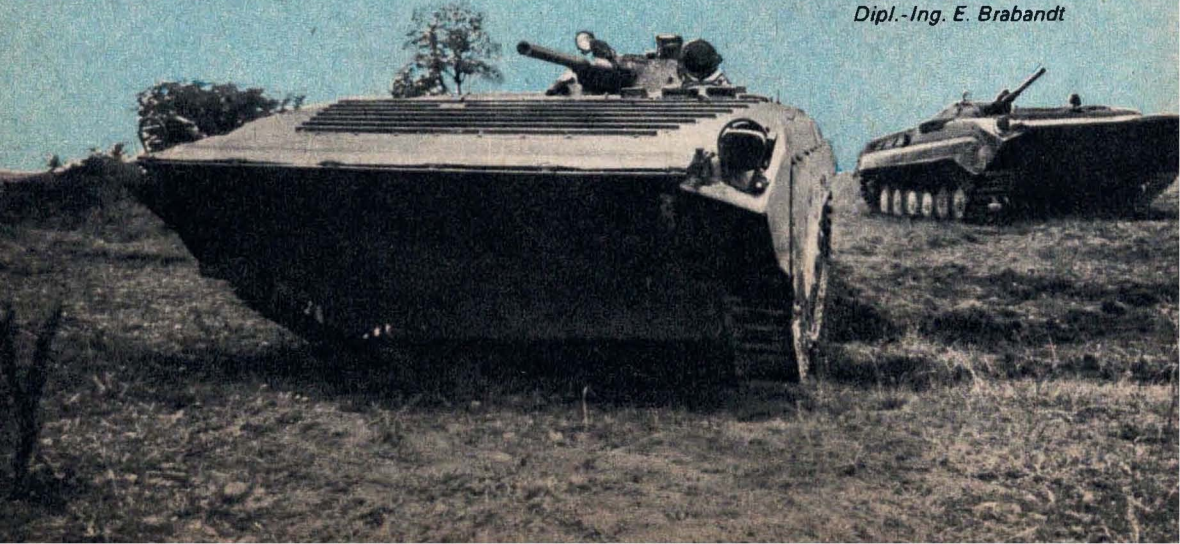
Ab 1936 wurde der Schwimmpanzer T-38 hergestellt. Anstelle von Ausgleichgetrieben wurden Seitenkupplungen in der Kraftübertragung verwendet. Dieser Schwimmpanzer war niedriger und beweglicher als sein Vorgänger.

1939 wurde ein neuentwickelter Schwimmpanzer gebaut, der T-40. Er war schwerer, hatte eine stärkere Bewaffnung und eine größere Beweglichkeit. Im Großen Vaterländischen Krieg wurde er von den Aufklärungseinheiten erfolgreich eingesetzt.

Nach dem Kriege konnten die Waffengattungen der Landstreitkräfte mit solchen schwimmfähigen Fahrzeugen (Panzer, SPW und Spezialfahrzeugen) ausgerüstet werden, die ein schnelles Überwinden der Wasserhindernisse gewährleisten. Auch dabei bestimmte die sowjetische Verteidigungsindustrie die Entwicklung der Waffentechnik.

Die Pioniere sind mit Amphibien ausgerüstet, die Fahrzeuge, schwere Waffen und andere Ausrüstungen über Wasserhindernisse tragen, die Aufklärungseinheiten erhielten den in den 50er Jahren geschaffenen modernen Schwimmpanzer PT 76, der auch die Grundlage für den Bau der Ketten-SPW 50 bildete. Die mot. Schützeneinheiten der sozialistischen Armeen sind als erste in der Welt vollständig mit schwimmfähigen SPW ausgerüstet worden. Dazu gehören sowohl die sowjetischen 2-Achs- und 4-Achs-SPW 40 P und 60 P als auch die auf deren Grundlage entwickelten und in sozialistischen Ländern hergestellten SPW SKOT (ČSSR und VR Polen), FUG (Ungarische VR) sowie der Ketten-SPW TOPAS (ČSSR). Der modernste Vertreter der Gattung Schwimm-SPW ist der sowjetische Schützenpanzer BMP.

Dipl.-Ing. E. Brabandt



Man muß sein Glaubens-bekenntnis...

„. . . von Zeit zu Zeit wiederholen, aussprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegenteil läßt's ja auch nicht daran fehlen." Eben der Mann, der diese Worte (als Maxime oder als Reflexion) schrieb, Goethe, hat es selber in seinem Werk nicht daran fehlen lassen. Jeder Schriftsteller wiederholt – leidenschaftlich oder verhalten, schonungslos offen oder hintergründig verschlüsselt – in seinen Werken jenes Bekenntnis über das, wofür und wogegen er Partei ergreift. Wenn ich ein Buch lese, stelle ich dem Verfasser immer die Frage: Sag mir, wo du stehst?, weil ich finde, das gehört dazu zum Lesen. Manchmal ist es gar nicht so einfach, das herauszukriegen. Könnt Ihr glauben, Leute.

Die Knobelei fängt manchmal schon mit dem Titel an. Was soll ich, nehmen wir an, mit der Temperaturangabe „Fahrenheit 451" anfangen, mit der Ray D. Bradbury seinen wohl bekanntesten Roman (DDR-Ausgabe im Verlag Das Neue Berlin) überschrieben hat? Im Vorspruch lese ich, daß Fahrenheit 451 = 232 Grad Celsius der Hitzegrad ist, bei dem Bücherpapier Feuer fängt und verbrennt. Da wird von einer

schrecklich verkehrten Welt erzählt, in der die Feuerwehr zu einer staatlichen Brandstifterinstitution geworden ist. Bei Strafe der physischen Vernichtung oder wenigstens der gesellschaftlichen Ächtung ist der Besitz von Büchern verboten. Bücher werden verbrannt. Das hatten wir doch schon mal...? Bei den Faschisten, bei denen, die vor dreißig Jahren in dem Feuer, das sie legten, zugrunde gingen, aber auch bei denen, die in Chile und anderswo noch wüten. In Bradburys Alptraumgesellschaft herrscht eine mit dem Fernsehen ebenso total wie perfekt manipulierende Monopolgruppe barbarisch in einigen Zentren fragwürdiger imperialistischer „Zivilisation". Aber in den Wäldern leben Menschen, intellektuelle Bücherfreunde, die sich ihrem Zugriff entzogen haben und das Erbe der Menschheit für eine bessere Zukunft hüten. Diese Zukunftvision ist in humanistischer Absicht und mit humanistischer Zuversicht umrissen, wenn auch ohne Kenntnis der Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft. „Die beste Science Fiction entsteht dort, wo man mit bestimmten Dingen unserer Gesellschaft unzufrieden ist und seinen Unwillen unverzüglich und ungehemmt zum Ausdruck bringt", bekennt Bradbury. Ein ehrenhafter Standpunkt für einen Schriftsteller, der in einem imperialistischen Land lebt.

„... was man billigt, was man verdammt" – DDR-Autor Günter Hofé legt seinen Standpunkt dazu in einem Romanzyklus über den zweiten Weltkrieg dar, dessen dritter Band „Schlußakkord" im vergangenen Jahr im Verlag der Nation erschienen ist. Den historischen Hintergrund bilden die Kriegsschauplätze im Osten wie im Westen, die Weichsel-Oder-Operation der Sowjetarmee ebenso wie die mißlungene faschistische Ardennenoffensive – das Kriegsgeschehen von November 1944 bis Januar 1945. Die Handlung setzt mit der Aktion deutscher Antifaschisten ein, die in SS-Uniformen als Freiwillige einer sowjetischen Aufklärereinheit hinter der Front abspringen und einen gefährlichen Auftrag ausführen sollen. Wer die Bände „Roter Schnee" und „Merci, Kamerad" gelesen hat, wird in „Schlußakkord" so manchem Bekannten wiederbegegnen.

„... sein Glaubensbekenntnis von Zeit zu Zeit wiederholen" – Bodo Uhse gehört zu den Schriftstellern, die Zeit ihres Lebens dessen nicht müde geworden sind. Der Aufbau-Verlag gibt jetzt seine Werke in einer fünfbändigen Sammlung neu heraus. Als im Mai unsere Kompanie für drei Wochen „ins Freie" umzog, weil wir an der Ausbildungsbasis bauten, habe ich mir die ersten beiden Bände aus der Bibliothek geholt und mitgenommen. Ehrlich, Leute, ich war abends verdammt müde, aber der „Leutnant Bertram" und „Söldner und Soldat" haben mich immer noch mal für eine Stunde munter gehalten. Und das, obwohl ich – wie viele von Euch – beide Romane längst kenne, auch „Die Patrioten", jawohl. Aber: „Ein sicheres Zeichen von einem guten Buche ist, wenn es einem immer besser gefällt, je älter man wird." Nicht vom Leser vom Dienst, leider, sondern von Lichtenberg.

„... der Gegenteil läßt's ja auch nicht daran fehlen" – stimmt auffallend. Eben „der Gegenteil" fordert häufig direkt dazu heraus, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Und sei es in einem spannenden Krimi, den sein Verfasser, Professor F. K. Kaul zufolge, „oft als die Ermittlung der bewußt geheimgehaltenen und dementsprechend vom Autor irreführend dargestellten Entstehungsursachen eines die gesellschaftliche Ordnung störenden Sachverhalts" anbietet. Laßt euch also bewußt irreführen, Leute, aber paßt auf: es geht immer noch darum, von Fall zu Fall das Wofür und das Wogegen herauszufinden. So nimmt Krimi-Altmeister William Wilkie Collins in seinem hundert Jahre alten Bestseller „Der Mondstein" (in einer von Klaus Ensikat reizvoll nach altertümlichen Vorlagen gestalteten Neuausgabe des Verlages Das Neue Berlin) Partei gegen kolonialistische Räuberei und skrupellose Profitsucht, natürlich nicht so sehr, daß es der bürgerlichen Gesellschaft und damit seinen Lesern etwa wehe täte. Bei Edgar Allan Poe, dem anerkannten Schöpfer der Dedektivgeschichte („Erzählungen"; Verlag Rütten & Loening), ist das Wofür die Freude am logischen Denken und das Wogegen ein im Grunde sinnloser Kampf gegen einen „Dämon des Verbrechens". Rudolf Bartsch benutzt in seinem Kriminalroman „Der Mann, der über den Hügel steigt" (Verlag Das Neue Berlin) die bewußte Irreführung seiner Leser als erlaubten Kunstgriff, um die endliche Entlarvung eines KZ-Mörders, dessen Verbrechen der Vergangenheit ein weiteres Opfer in der Gegenwart forderten, bis zur letzten Seite dramatisch nachzuzeichnen. Mit dem Satz des VP-Hauptmanns Herbert Lohm an den Verurteilten: „Es gibt kein Maß, das die Entfernung anzeigen könnte, die zwischen uns und Ihnen liegt", gibt der Autor seinen eigenen Standpunkt wieder. Für obereinfetzig halte ich einen unechten Krimi ohne Schluß, den ich gerade wälze, ... aber mit dem kann ich Euch erst in der nächsten AR bekannt machen, Ihr seht ja: kein Platz mehr!

Sind Sie selbst sportlich aktiv?

Wer kann Mitglied einer ASG werden?

Wird der Sport in der NVA befohlen?

Vier junge AR-Leser besuchten den Chef des Komitees der Armeesportvereinigung Vorwärts Generalmajor Walter Herkner.
Sie warfen Ihm die Fragen wie die Bälle zu.
Alle wurden aufgefangen und beantwortet vom

General des Sports

Machen auch die Vorgesetzten mit?
Was ist der Achtertest?
Was ist Ihr Lieblingssport?
Warum Militärsportabzeichen?

Sport wird in unserer Republik groß geschrieben. In der Nationalen Volksarmee auch?

Natürlich. Sport gehört einfach zum jungen Menschen. Im Sport drückt sich Lebensfreude aus. Er erhält gesund, entwickelt Kraft und Ausdauer. Deswegen ist er eine wichtige Seite unseres Lebens. Erst recht natürlich in der Armee. An den Soldaten werden hohe Forderungen gestellt. Vom ersten Tag an. Um sie zu erfüllen, braucht er viele moralische und körperliche Eigenschaften: Willenskraft, Mut, Einsatzbereitschaft, Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit.

Karin Eigenbrodt
Frank Rettkowski
Unteroffizier Volker Ehmig
Soldat Jürgen Weber

Da ist es wohl besser, sich etwas darauf vorzubereiten? Können Sie da ein paar Tips geben?

Ja. Sport treiben! Und das möglichst regelmäßig. Dafür gibt's bei uns tausend Möglichkeiten. Vom Kindergarten an. In der Schulsportgemeinschaft, in einer Betriebssportgemeinschaft, in der Gesellschaft für Sport und Technik. Auch für sich allein kann man trainieren, die Meile zum Beispiel kann jeder.

Ich habe vom Achtertest gehört. Was ist das?

Schon in den ersten Wochen seines Wehrdienstes wird der Soldat sportlich überprüft. Achtmal muß er zeigen, was er kann. Diese Leistungen erwarten wir mindestens von ihm: 20 Liegestütze, 100 Meter in 14,4 Sekunden, Tauklettern 5 Meter hoch in 19 Sekunden, Dreierhop 6 Meter weit, 6 Klimmzüge, 3000-m-Lauf in 13:20 Minuten, Handgranatenwurf 32 Meter und in 2:40 Minuten über die Sturmbahn.

Kenn ein aktiver Leistungssportler bei der Armee weiter seinen Sport betreiben?

Erst einmal ist er wie jeder andere Wehrpflichtige Soldat. Und da wird er 18 Monate im Dienst voll gefordert. Natürlich kann er auch Sport treiben, doch kein spezielles Leistungstraining.

Was gibt es denn da so für Möglichkeiten?

Eine ganze Menge. In seiner Kompanie kann er laufen, Tischtennis spielen, Fußball, Volleyball oder auch Handball. In fast allen Truppenteilen werden zwischen den Kompanien Meisterschaften

ausgetragen, oft sogar in einer „Oberliga" und „Liga", mit Auf- und Abstieg. Die Fernwettkämpfe der Armeesportvereinigung sind ja wohl schon ein Begriff. Da wird der „Stärkste Mann" gesucht, der Beste im Crosslaufen, im leichtathletischen Dreikampf und im Militärischen Mehrkampf. Alle Armeesportgemeinschaften haben auch ihre Sektionen. Die Rudolstädter Handballer zum Beispiel spielen in der DDR-Liga, die Wilhelmshagener und Sternbuchholzer Volleyballer sogar in der Oberliga. Aber das wichtigste ist und bleibt der Sport im Truppenteil selbst.

Und wer organisiert das alles?

Die Leitungen der Armeesportgemeinschaften und der Sportgruppen. Natürlich müssen sie dabei gut mit der FDJ-Leitung zusammenarbeiten, ein gemeinsames politisches Leben entwickeln, zusammen organisieren, die Termine abstimmen. Damit ohne große Kunstpausen das ganze Jahr über etwas im Sport los ist.

Jeder Truppenteil hat doch Patenschaftsbeziehungen zur Sowjetarmee. Wird da auch Sport getrieben?

Der Sport ist sogar ein wesentlicher Inhalt der Patenschaft mit dem „Regiment nebenan". Es gibt gemeinsame Sportprogramme, Wettkämpfe an bestimmten Feiertagen und auch ohne besonderen Anlaß. Das ist eine Sache des konkreten Tagesablaufes. Tausend Formen der Gemeinsamkeit gibt es, als Ausdruck der Waffenbrüderschaft und Klassengemeinschaft.

In der Armee geht doch alles nach Befehl. Wird auch der Sport befohlen?

Teil, teils. Die militärische Körperertüchtigung ist Dienst, ein Teil der Gefechtsausbildung. Das sind sportliche Übungen, die den Erfordernissen der Ausbildung angepaßt sind. Dazu wird der Soldat befohlen. Genauso, wie zum täglichen Frühsport. Die andere Seite ist der Freizeitsport. Da möchten wir auch möglichst alle dabei haben. Aber das geht nicht mit Befehl. Da müssen sich die Leitungen der Armeesportgemeinschaften und der Sportgruppen schon etwas einfallen lassen. Schließlich sind sie von ihren Mitgliedern gewählt worden, haben also deren Vertrauen erhalten. Sie müssen den Sport vielseitig und interessant gestalten. Auf daß er den Soldaten Spaß macht und zum Bedürfnis wird.

Sind nur Armeeangehörige Mitglieder einer Armeesportgemeinschaft oder können auch andere eintreten?

Die Armeesportvereinigung ist eine Sportvereinigung wie jede andere des Deutschen Turn- und Sportbundes der DDR mit gleichen Rechten und Pflichten. Eine der Hauptaufgaben der Armeesportgemeinschaften ist es deshalb, allen Bürgern, nicht nur den Soldaten, die Möglichkeit zu geben, organisiert Sport zu treiben. Ein gutes Beispiel für die Breite des Sports in der ASV Vorwärts bietet der Standort Dranske an der Ostseeküste. Da sind nicht nur die Matrosen das ganze Jahr über sportlich aktiv, da ist durch die ASG der ganze Ort mit einbezogen, vom Kleinkind bis zur Oma. Die Armee-Rundschau hat ja Anfang dieses Jahres darüber berichtet.

Machen auch die Vorgesetzten, die Offiziere beim Sport mit?

Der Vorgesetzte hat vor allem eine Pflicht, ob er Unteroffizier oder General ist, er muß, nicht nur beim Sport, Vorbild sein. Der Unteroffizier Ehmig aus unserer Runde hier zum Beispiel, der kann den Soldaten seiner Gruppe befehlen: „Sieben Klimmzüge!" Das Recht hat er. Aber als kluger Vorgesetzter sagt er: „Ich zeige Ihnen jetzt mal sieben Klimmzüge, und die machen Sie alle nach!" So werden unsere Unteroffiziere und Offiziere an den Schulen auch ausgebildet, daß sie in der Lage sind, etwas vorzumachen.

Und beim Freizeitsport?

Wo der Vorgesetzte aus dem Fenster guckt, während die anderen Sport machen, da werden sich einige zu drücken versuchen. Aber wenn der Vorgesetzte mitmacht, dann sind bestimmt auch die Unterstellten dabei, freiwillig, von selbst. Das gilt auch für mich als General. Ich bin jedenfalls immer dabei, wenn ich nicht gerade auf Dienstreise bin. Wegen des Vorbilds, aber auch aus ganz persönlichem Interesse. Ich brauche die körperliche Bewegung.

Waren Sie selbst einmal sportlich aktiv?

Nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus haben wir in der Antifa-Jugend über den Sport die Jugendlichen in Mecklenburg um uns versammelt. Danach haben wir in der FDJ Sport getrieben, bis 1948 der Sportausschuß gegründet wurde, der Vorläufer des DTSB der DDR. Meine „Spezialstrecke" war immer der Volleyball. Meine 1,87 Meter kamen mir dabei zustatten. Von 1950 bis 1952 studierte ich an der Parteihochschule. Damals spielten wir mit unserer Volleyballmannschaft in der Oberliga. Seit 1956 bin ich aber – bedingt durch die Arbeit – nicht mehr aktiv in einer Sektion, sondern nur noch Freizeitvolleyballer und -schwimmer. Schwach bin ich auf den langen Laufstrecken. Trotzdem habe ich in diesem Jahr bei mir im Wohngebiet mit einigen anderen, schon etwas älteren und schwergewichtigen Herrn wie ich einer bin, begonnen, die Meile zu laufen. Das erste Mal

Nicht nur die „Fragebälle", auch die echten Volleybälle weiß der General schlagkräftig und erfolgreich zu verwerten.

waren wir 20, beim nächsten Mal waren es schon 80. Und wir haben uns vorgenommen, regelmäßig weiterzumachen.

Haben Sie als Chef des Komitees der Armeesportvereinigung eine Lieblingssportart, die Sie vielleicht besonders fördern?

Ganz persönlich schon. Nicht nur, weil ich Mitglied des Präsidiums des Deutschen Fußballverbandes der DDR bin, gehört mein Herz besonders dem Fußball. Auch wenn es da im Moment bei uns neben kleinen Lichtblicken allerhand Schwächen gibt. Dann liebe ich das Boxen und die Leichtathletik. Aber das hat mit der Arbeit nichts zu tun. Da bin ich gleichermaßen verantwortlich für die Entwicklung aller Sportarten in der Armeesportvereinigung. Und jede ist mir gleich lieb und wichtig.

Da Sie besonders am Fußball hängen: Was halten Sie vom FC Vorwärts Frankfurt/O.?

Erst einmal generell: Wir, die vielen Anhänger des Fußballs in unserer Republik und die Verantwort-

Fortsetzung auf Seite 75

Peter Westphal:
„In guter Obhut", Lithografie

Mit diesem grafischen Blatt soll wieder eines der erregendsten und für die künstlerische Gestaltung schwierigsten Themen zur Diskussion gestellt werden: der einzelne Mensch und sein Verhältnis zum Leben.
Leben ist auch Liebe. Peter Westphal, Berliner Künstler mit ständiger Verbindung zur Nationalen Volksarmee (siehe AR-Bildkunst 1/75), hat dieses Blatt für einen Zyklus geschaffen, der nach ausgiebigen Studien in Einheiten der Luftstreitkräfte entstanden ist. Das Thema „Soldatenliebe" konnte ihm natürlich nicht entgehen.
Die Unerschöpflichkeit des Themas verlangt von jedem Künstler Einschränkung, will er die Aussage nicht in die Gefahr der Verflachung bringen. Auf einen kurzen Satz beschränkt, wäre zu sagen, daß Westphal es unternimmt, erlebbar zu machen, wie harte Männer großer Gefühle mächtig sind. (Der Leser wird mir zustimmen, daß Soldaten, die in Überschallmaschinen durch die Stratosphäre jagen, fähig und willens, stundenlang bei höchster geistiger Konzentration ein Gerätesystem sicher zu beherrschen, nicht anders als hart und nervenstark bezeichnet werden können.) Diese Männer also, so will es die Grafik vermitteln, haben eine Seele – Fähigkeit, Bedürfnis, Willen zu lieben.
Peter Westphal äußert sich dazu in zwei Bildebenen, die sich durch die unterschiedliche Figurengröße unterscheiden. Man spricht hier von der Bedeutungsperspektive in der bildenden Kunst. Der Pilot wird von einer Flugspur (Kondenzstreifen) umspannt. (Der Flugkörper strebt einem Ziel entgegen). Der ihn umgebende Raum ist dunkel und gleißend hell – Weltall.
Das liebende Pear vor diesen Kurven befindet sich im „siebenten Himmel" – ein Traumbild, in dem die Galaxis ornamentale Gestalt annimmt. Beide Bildebenen, die der Pilot und das Paar ausfüllen, gehören unlösbar zusammen. Sie ist bei ihm, und er ist ihr nahe. Soweit mein Versuch, dem Bildnis mit Worten eine Deutung zu geben. Jeder Mensch empfindet vor einem Kunstwerk, das stets eine individuelle Schöpfung ist, anders, eben persönlich. Das ist auch hier so wie immer – zuviel Deutung engt den Betrachter in seiner Phantasie ein.
Für meinen Anspruch hätte ich mir die Darstellung etwas empfindsamer gestaltet gewünscht. Daß Westphal das kann, wird verschiedentlich sichtbar, z. B. in der Linie der Figur des Mädchens und in der weich modellierten Rückenzeichnung sowie in den dunklen Strich-Bündeln rechts vom Kopf des Piloten, die sich wie Scheinwerferkegel kreuzen und eine nächtliche Illumination assoziieren. Dagegen erscheinen die runden Galaxisornamente grob und poesielos. Das im Haar angedeutete Schweben hätte stärker betont werden können, so daß das ganze Paar ins Schweben käme. Die Spannung zwischen zärtlicher Liebe und militärischem Dienst würde so eindeutiger die logische Einheit beider Bildebenen stärker betonen und die emotionale Stimmung heftiger erklingen lassen. Dennoch, so meine ich, verdanken wir Peter Westphal ein Blatt, daß in vielfältiger Weise zum Fühlen und Denken anregt. Ob Sie mir zustimmen, lieber Leser? Ich würde mich über Ihre Meinung, die Sie der Redektion mitteilen können, sehr freuen.

Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker

Im Wetterbericht vom 14. August 1974 stand zwar kein Wort von einem Wirbelsturm über Bayern. Dennoch hat an diesem Tage auf dem Flugplatz Manching bei Ingolstadt ein „Tornado" mächtig Staub aufgewirbelt.

Zum ersten Mal hatte sich für 30 Minuten ein Milliardending in die Luft erhoben – der Prototyp Nr. 1 des MRCA. Diese Buchstaben stehen für Multirole combat aircraft, was soviel wie Mehrzweckkampfflugzeug heißt. Das ist die Bezeichnung für das ausgesprochene Lieblingskind der BRD-Luftrüstung.

In einigen NATO-Staaten war der Bonner Wundervogel mit jenen weißen Elefanten verglichen worden, die sich früher die Maharadschas aus Prestigegründen hielten. Doch für den jetzigen Bundeskanzler Helmut Schmidt ist er „das größte technologische Projekt seit Christi Geburt".

Georg Leber, Nachfolger Schmidts im Kriegsministerium, teilt diese Begeisterung völlig. Von ihm stammt schließlich auch die Idee, das MRCA „Tornado" zu nennen.

„Die Aufgaben des neuen Flugzeuges sind von seinem Namen abzuleiten", erläuterte Springers „Die Welt" diesen Vorschlag Lebers. „Tornados schlagen breite Breschen in die Landschaft, verbreiten Schrecken, verdammen die Menschen zur Hilflosigkeit, unterbinden jede Bewegung. Militärisch bedeu-

Tornados AUS OTTOBRUNN

tet das: Es soll die Aktionen des Gegners lähmen . . . Diesen Anforderungen, von der israelischen Luftwaffe mit Mühe erfüllt, soll der ‚Tornado' zudem auch nachts und bei schlechtestem Wetter gerecht werden, im Tiefstflug, um der Abwehr des Gegners zu entgehen."

„Wir lösen die Probleme der Militärs. Wir spielen Krieg!" Der dies erklärt hat, heißt Ludwig Bölkow und ist der Generalmanager des Münchener Rüstungskonzerns Messerschmitt-Bölkow-Blohm. MBB hat sich mit dieser Moral den Hauptanteil an der Erzeugung der BRD-„Tornados" gesichert und verspricht sich davon das größte Geschäft in der Geschichte der imperialistischen deutschen Luftrüstung. Bölkow konstruierte bereits im zweiten Weltkrieg bei der Firma Messerschmitt Kriegsflugzeuge für die faschistische Luftwaffe und organisierte deren Produktion. Nachdem seine Kunden die bedingungslose Kapitulation hatten unterzeichnen müssen, gründete er ein eigenes Ingenieurbüro und wartete auf den Start zur Wiederaufrüstung. 1956 erhielt er dann aus Bonn die langersehnten Geheimaufträge und 1958 auch gleich noch die ehemalige Luftfahrtforschungsanstalt Hitlers in Ottobrunn bei München. Die ersten Millionen aus dem Staatshaushalt flossen

„Eine Spezialität des Hauses Bölkow. Wir servieren noch Eier à la Großdeutscher Reichsadler!"

Karikaturen: Klaus Arndt

ihm zu. Aus dieser Zeit resultiert auch die auf Gegenseitigkeit beruhende Zuneigung zu Franz Josef Strauß, der damals als Kriegsminister gerade verkündete, er wolle die Sowjetunion von der Landkarte ausradieren. Zehn Jahre nach der Inbesitznahme von Ottobrunn durch Bölkow entstanden in der BRD aus den ehemals acht Luftrüstungsfirmen drei Konzerne. Der größte davon ist Messerschmitt-Bölkow-Blohm. Mit über 20000 Beschäftigten fertigt MBB den „Starfighter", montiert und wartet die „Phantom", entwickelt und fabriziert Raketensysteme, stellt aber auch Geschosse und Hohlladungsmunition her.

Am MBB-Konzern ist die Familie des faschistischen „Wehrwirtschaftsführers" Rudolf Blohm mit 22,1 Prozent beteiligt. Professor Willy Messerschmitt, der sich erst jüngst im BRD-Fernsehen mit Begeisterung an die Tage erinnerte, als er noch dem „Führer" Adolf Hitler seine Raubvögel präsentieren durfte, besitzt 16,3 Prozent der Aktien. 13,4 Prozent gehören Bölkow. Die französische Aerospatiale und die amerikanische Boeing Company besitzen jeweils 8,9 Prozent. Die in Kriegsgewinnen traditionsreichen Firmen Siemens und die August-Thyssen-Hütte je 8,35 Prozent. Mit 7,8 Prozent ist aber auch der Freistaat Bayern beteiligt, der von der Partei Franz Josef Strauß' regiert wird. Über seine Landesanstalt für Aufbaufinanzierung besitzt Bayern einen weiteren Anteil von 5,9 Prozent. Sie alle versprechen sich von Lebers MBB-„Tornado" Superprofite – finanziell und politisch. Schon frühzeitig hat MBB als sogenannten Industrieberater den ehemaligen faschistischen Jagdflieger Adolf Galland verpflichtet. Ihm folgten weitere

ehemalige Offiziere der Nazi-Luftwaffe und spätere Bundeswehrgenerale: Günter Proll (bis 1971 Chef des Stabes der 2. Alliierten Taktischen Luftflotte); Friedrich Schlichting (bis 1966 stellvertretender Inspekteur der Bonner Luftwaffe); Kurt Kaufmann (vormals Inspizient der Heeresflieger); Adolf Hrabak (bis 1970 General der Kampfverbände).

Es war gewiß kein Zufall, daß ausgerechnet im Jahr des Zusammenschlusses von Messerschmitt, Bölkow und Blohm zum MBB-Konzern das MRCA-Projekt aus der Taufe gehoben wurde. Ursprünglich sollte es ein „europäisches Kriegsflugzeug" werden, an dessen Fertigung sich Unternehmen der BRD, Großbritaniens, Italiens, Belgiens, der Niederlande und Kanadas beteiligen sollten. Doch die drei letztgenannten Staaten stiegen aus dem Waffenringverein wieder aus. Generalauftragnehmer wurde dann die Panavia in München. So nennt sich die Managementfirma, in der MBB mit 42,5 Prozent, British Aircraft Corporation mit 42,5 Prozent und Airitalia mit 15 Prozent vertreten sind. Für die Entwicklung und den Bau der Triebwerke entstand die Turbo-Union Ltd. unter der Beteiligung der Firmen Motoren- und Turbinen-Union München mit 40 Prozent, Rolls-Royce mit ebenfalls 40 Prozent und Fiat mit 20 Prozent.

Anfangs sollten weit über 1 000 Maschinen des neuen Kampfflugzeuges vom Fließband rollen. Doch mit den steigenden Preisen verringerten sich die Vorbestellungen. So geriet das MRCA noch vor seinem ersten Testflug mehr als einmal in eine Krise. Und alle Dementis aus dem MBB-Unternehmen konnten die Berechnungen über die riesigen Kosten für die Maschine nicht widerlegen. Noch 1968 sollten für das Stück 8 Millionen DM bezahlt werden. General Steinhoff gab 1969 einen Stückpreis von 10 Millionen an. Im Frühjahr 1971 nannte MBB selbst einen Preis von 14 Millionen. Im September 1972 berichtete die Zeitschrift „Wehr und Wirtschaft": „In deutschen Luftwaffen-Parlamentskreisen befürchtet man . . . derzeit für das Serien-MRCA einen Systempreis von gut und gern 45 Mio. Mark." Im Februar 1974 sprach der SPD-Bundestagsabgeordnete Georg Schlaga von 53,9 Millionen für die Maschinen der ersten Serienlieferung 1978. Im September desselben Jahres rechnete sein Fraktionskollege Karl-Heinz Hansen eine Kostenexplosion von gegenwärtig 61 Millionen auf 82 Millionen im Jahre 1980 vor.

Ursache dafür sind nicht zuletzt die Forderungen, die Bonner Luftwaffengenerale an dieses Kriegsflugzeug stellen. In Bundeswehrcasinos als „Uralbomber" bezeichnet, soll die neue „deutsche Wunderwaffe" Abfangjäger, Jagdbomber, Aufklärer, konventioneller Fern- aber auch Atombomber in einem sein.

„Wir haben diese Forderungen tatsächlich unter einen Hut gebracht", behauptete der Geschäftsführer der Panavia in München, Gero Madelung. In einer Sendung des BRD-Fernsehens wurde die „Wunderwaffe für das Jahr 2000" so angepriesen: „Ein Schwenkflügler, beim extremen Kurzstart die Tragflügel ausgebreitet, angelegt beim Überschallflug. Zwei Triebwerke, mehr Zuverlässigkeit, mehr Schub. Ein Flugzeug mit noch nicht dagewesener Elektronik. Ein Flugzeug für jedes Wetter, immun gegen jede Bodenabwehr. Für die deutsche Luftwaffe eine echte Alternative zu den verwundbaren Kampffliegern des letzten Nahostkrieges, und zur Abschreckung könnte MRCA als Trägerflugzeug einer europäischen Atomstreitmacht verwendet werden."

Dieser Text könnte von MBB direkt geliefert worden sein. Aus seinen Worten spricht nicht nur das Bestreben, mit solcher Werbung für das MRCA bis 1985 eine Umsatzsteigerung von 2400 Prozent und dementsprechende Profite zu erreichen. Er macht auch deutlich, welchen Auftrag der BRD-Imperialismus seinen Luftstreitkräften erteilt, wenn er ihnen „Tornados" zur Verfügung stellt.

Nun haben allerdings einerseits Computer-Simultationen zum Erschrecken der Generalität auf der Bonner Hardthöhe ergeben, daß der „Tornado" wegen mangelhafter Manövrierfähigkeit dem sowjetischen Düsenjäger MiG 21 eindeutig unterlegen ist. Andererseits werden ja in Wien Verhandlungen über die Reduzierung der Truppen und Rüstungen in Mitteleuropa geführt. „Luftwaffe und Industrie halten dennoch an MRCA fest", vermeldete die BRD-Zeitung „Vorwärts", „die Luftwaffe, weil es angeblich keine Alternative gibt, die Industrie, weil dieses multinationale Mehrzweckkampfflugzeug ein dickes Geschäft zu werden verspricht."

Der Strauß-Freund und Konzernboß Ludwig Bölkow und der SPD-Minister Georg Leber sind sich am Ende also einig: Sie erzeugen „Tornados". „Trotz der Entspannungseuphorie, die manche Politiker . . . zu verbreiten suchen", wie die Springer-„Welt" feststellte.

Die „Tornados" sollen also den BRD-Imperialisten, den Messerschmitt, Bölkow, Blohm, den Siemens und den Aktionären der Münchener Motoren- und Turbinen-Union, neue Milliardenprofite auf die Konten wirbeln. Von Konzernbossen, Militaristen und imperialistischen Politikern in der Schlechtwetterküche des militärisch-industriellen Komplexes der BRD erzeugt, sollen sie offensichtlich auch das politische Klima der Entspannung durcheinander bringen.

Vom Übel ist jeder Tornado – vom ganz besonderen aber sind die, die aus München und Umgebung kommen.

Major d. R. Heinz Britsche

Die spanische Marine verfügt über 1 Hubschrauberträger, 8 Zerstörer, 20 Fregatten, 5 Korvetten, 26 Minensuchboote, 2 U-Boote, 3 Schnellboote, 14 Landungsfahrzeuge, 3 Schnellboote zur U-Boot-Bekämpfung sowie 30 kleinere Schiffseinheiten. An der Spitze steht ein Kreuzer mit 13969 ts, der als Flaggschiff fungiert. Zur Flotte gehören ferner die 6000 Mann der Marineinfanterie.

Der Abdeckung des Rekord-Rüstungshaushaltes von 56,3 Mrd. israelischen Pfund dienen neue Steuererhöhungen in Israel, obwohl die Inflationsrate schon 58% und die Geldabwertung 43% beträgt.

Jahrestage: 6. 8. – Tag der rumänischen Seestreitkräfte; 13. 8. – Tag der bulgarischen Flotte; 18. 8. – Tag der sowjetischen Luftstreitkräfte; 23. 8. – Tag der polnischen Luftstreitkräfte; 27. 8. – Tag der bulgarischen Grenztruppen.

Kampfbereit zeigte sich die tansanische Jugend bei einer Demonstration in Daressalam, wo jüngst das Befreiungskomitee der Organisation für afrikanische Einheit tagte. Die Vertreter der 18 Mitgliedsländer und von 11 Befreiungsbewegungen erklärten, daß die afrikanischen Völker – wenn es keinen anderen Weg gebe – den bewaffneten Kampf für die Befreiung des Kontinents fortsetzen. Sie bezogen sich dabei vor allem auf Simbabwe und Namibia.

Hoch zu Roß sitzen die Soldaten Malis nicht nur bei der Parade in Bamako (Bild). Pferde spielen in der 3700 Mann starken Armee des westafrikanischen Staates nach wie vor eine bedeutende Rolle; ebenso wie die Kamele in den Wüstengebieten sind sie den in der Savanne dienenden Soldaten eine unentbehrliche Hilfe.

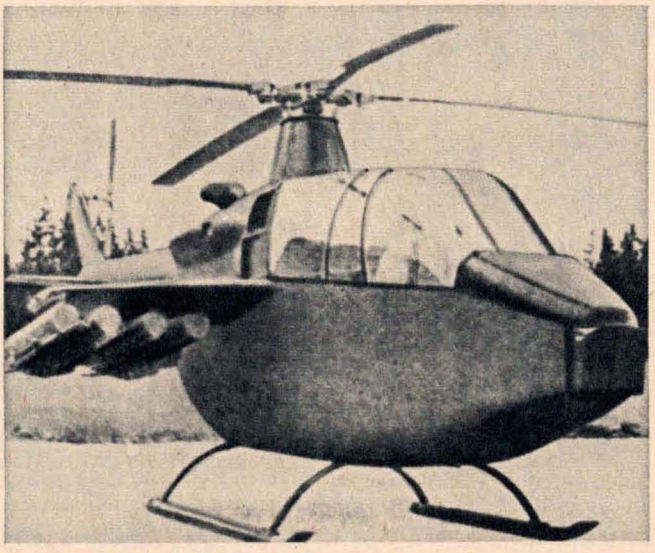
Über die Hälfte des amerikanischen Kernwaffenpotentials ist in Gebieten außerhalb der USA bzw. auf Schiffen stationiert, die auf den Weltmeeren kreuzen. In Europa werden Kernsprengköpfe nicht nur in den NATO-Ländern BRD, Griechenland, Großbritannien, Belgien, Türkei, Niederlande, Italien und Island gelagert, sondern auch in Spanien. Außerdem befinden sich entsprechende Arsenale auf den Philippinen und in Südkorea.

Mit dem Beschluß, den Libanon mit 12 Mill. Pfund Sterling gegen die Bedrohung durch Israel zu unterstützen, ist eine Sondersitzung des arabischen Verteidigungsrates beendet worden. Der Betrag soll sowohl in Gestalt einer direkten Finanzhilfe als auch in Form von Waffenlieferungen zur Verfügung gestellt werden.

Waffeneinkäufe in Milliardenhöhe beantragte erneut Bundeswehrminister Leber im Bonner Bundestag. Insgesamt handelt es sich dabei um vier Beschaffungsprogramme. So sollen für den Ankauf von Feldhaubitzen 260 Mio DM, für die Panzerabwehrwaffe HOT 400 Mio DM, für Flugzeuge vom Typ „Alpha Jet" 2,9 Mrd. DM und für die Nachbeschaffung von 10 „Phantom"-Düsenjägern 120 Mio DM aufgewendet werden.

Reguläre Streitkräfte in Westeuropa

Staat	Personalstärke der Streitkräfte			
	Land	Luft	See	Gesamt
Belgien	65000	20000	5000	90000
BRD	334000	104000	37000	475000
Dänemark	24000	10000	6000	40000
Frankreich	333000	102000	69000	504000
Griechenland	120000	22000	18000	160000
Großbritannien	175000	105000	80000	360000
Italien	307000	76500	44500	428000
Luxemburg	500	–	–	500
Niederlande	70000	20000	22000	112000
Norwegen	18000	10000	8000	36000
Österreich	48000	4000	–	52000
Portugal	170000	16000	18000	204000
Schweden	51000	12000	12000	75000
Schweiz	29000	4000	–	33000
Spanien	210000	40000	45000	295000



Aus der BRD kommt dieses Modell (Bild), mit dem sich der MBB-Konzern an der Entwicklung eines neuen Kampfhubschraubers für die US-Armee beteiligt. Über den Boing-Vertol-Konzern eingereicht, trägt der Entwurf die Bezeichnung Bo 115 und ist mit zwei Allison 250 C 20 Turbinen ausgerüstet.

Der Iran unterhält eine Armee in Stärke von 238000 Mann, wovon 175000 im Heer, 50000 in der Luftwaffe und 13000 in der mit 11 Zerstörern, 8 Fregatten, 4 Korvetten, 12 Kanonenschnellbooten, 50 Luftkissenlandungsbooten sowie etlichen anderen Schiffseinheiten bestückten Marine dienen. Hinzu kommen 70000 Angehörige der paramilitärischen Kräfte, die mit Flugzeugen, Artillerie, Hubschraubern und Patrouillenbooten ausgerüstet sind. Im Bedarfsfalle können 300000 Reservisten mobilisiert werden.

Ihrer Feuerkraft, Ausrüstung und Manövrierfähigkeit nach haben sich die japanischen Streitkräfte zur stärksten kapitalistischen Armee Asiens entwickelt. Sie ist mit etwa 260000 Mann eine ausgesprochene Kaderarmee und kann rasch um ein Vielfaches vergrößert werden. Seit 1955 haben sich die Militärausgaben des Landes auf das Zehnfache erhöht. Sie betragen im laufenden „Fünfjahrplan für Verteidigung" (1972 bis 1976) 5,1 Billionen Yen und sollen in den Jahren von 1977 bis 1981 auf 10 Billionen Yen steigen.

IN EINEM SATZ

Verlängert von 24 auf 30 bzw. von 18 auf 24 Monate hat Israel die Militärdienstzeit für eingewanderte Bürger im Alter von 19 bzw. 20 Jahren.

Je 1000 Mann stark sind die drei Infanteriebataillone und die Artillerie-Abteilung, mit denen die 36000 Mann starke Armee Saudi-Arabiens verstärkt werden soll.

Möglichkeiten für den Einsatz der Streitkräfte zur Verhinderung des zunehmenden Gemälderaubes aus Kirchen und Museen werden in Italien geprüft.

Eine Luftflotte von 250 Flugzeugen, darunter 17 Bomber vom Typ B 52, unterhalten die USA nach wie vor auf Thailand.

Während für je 400 weiße Einwohner Südafrikas ein Arzt zur Verfügung steht, kommt bei den 15 Millionen Afrikanern nur einer auf 44000.

Jordanien hat ein Bataillon und 31 Jagdflugzeuge vom Typ Hawk Hunter zur Stützung des Regimes in das Sultanat Oman entsandt.

Eigene Atomwaffen will die Türkei nach Angaben von Ministerpräsident Irmak demnächst entwickeln.

Frankreichs bisherige Flugzeuglieferungen an arabische Staaten verteilen sich nach Informationen der Pariser Zeitschrift „Aviation" wie folgt: Libyen 148, Saudi-Arabien 38, Kuweit 20, Abu Dhabi 14 und Ägypten 22.

10000 Menschen bietet der größte öffentliche Schutzraum der Schweiz Platz, der dieses Jahr in einem Züricher Parkhaus fertiggestellt wurde.

Überprüfen will der Oberste Militärrat von Niger die mit einer ausländischen Konzerngruppe abgeschlossenen Verträge zum Abbau der auf 40000 t geschätzten Uranerzvorkommen des Landes.

Um mehr als ein Drittel hat das rassistische Südafrika im Rechnungsjahr 1975/76 seine Militärausgaben erhöht, so daß sie jetzt 18% des Gesamthaushaltes ausmachen.

Die Todesstrafe hat General Idi Amin in Uganda für schwere Fälle von Betrug, Unterschlagung und Schmuggel eingeführt.

Um 46 Prozent sind im Vergleich zum Vorjahr die Ausgaben für Verteidigungszwecke in Griechenland angestiegen; sie entsprechen nunmehr 24,3 Prozent der auf 148 Milliarden Drachmen veranschlagten Ausgaben des ordentlichen Etats.

Jascha Gumenny, Feldwebel in einer 45-mm-Batterie, kehrte am Morgen von der vordersten Linie zurück und befahl seinem Koch Kazo, durch alle Bunker zu gehen und die Dorfbewohner unverzüglich zu ihm zu bringen. Kazo, die Maschinenpistole über dem speckigen Tarnmantel, verließ ihn sofort. Offensichtlich wollte er dadurch beweisen, daß er die neue komplizierte Lage auch ohne Erläuterung erfaßt hatte.

Niemand war auf dem Hof. Die Fahrer hatten in der Nacht Kisten voller Munition im Hof gestapelt, waren weggefahren, um neue zu holen, und waren noch nicht zurück. Mit sich allein, blieb der Feldwebel eine Weile nachdenklich vor den Kisten stehen, setzte sich dann müde auf eine Kiste, zog seine Stiefel aus und befreite sie von dem Schlamm, der scharf nach Sumpf und faulenden Wasserpflanzen roch.

Gumennys Batterie war in der vergangenen Nacht mit dem 3. Schützenbataillon übergesetzt. Hinter der Morawa erstreckten sich Wälder und Sümpfe, die der Gegner ohne langen Widerstand aufgegeben hatte. Er wählte eine neue Position hinter dem Damm, sieben Kilometer vom Ufer entfernt. Dort war ein Dorf, in dem sich eine Zuckerfabrik befand. Diese Zuckerfabrik wurde vom Gegner in ein Feuernest verwandelt, das bis unter das Dach mit Maschinengewehren förmlich gespickt war. Die ganze Nacht hatte die Infanterie den Gegner verfolgt, war durch Walddickicht und durch eisiges Wasser geirrt. Stellenweise reichte der Sumpf bis an den Hüften der Männer, die sich schweigend bewegten und die Waffen über den Kopf hielten. Nur die Kleineren unter ihnen riefen manchmal leise um Hilfe; dann kamen die rechten Flügelmänner, die größten Soldaten, um zu verhindern, daß sie versanken. Bei Tagesanbruch hatten alle endlich den Damm erreicht und bezogen dort die neue Stellung.

Die Artilleristen von den „Fünfundvierzigern" hatten die Infanterie begleitet und ihre Geschütze im Mannschaftszug befördert. Die Pferde, die sie am Abend mit über den Fluß geführt hatten, mußten aber dort zurückbleiben, weil sie nach ein paar hundert Metern entkräftet waren, im Schlamm steckenblieben und keinen Schritt mehr tun konnten. Düster nahmen die Wälder jenseits der Morawa die Männer auf.

An diesem abgelegenen Frontabschnitt mit den beiden schwer zugänglichen Ufern konnte außer den leichten Geschützen keine weitere Artillerie herangebracht werden. Etwa zehn Kilometer entfernt war eine Brücke gebaut worden, und die schweren Geschütze passierten so samt den anderen Regimentsfahrzeugen den Fluß.

So kam es, daß außer Gumennys Troß und den Bataillonsfeldküchen niemand in diesem Dorf war. Gumenny hatte sich mit seiner Batterie bis zum Damm geschleppt, um zu erkunden, wo die Feuerstellung sein werde, damit dorthin die Munition gebracht werden könne. Wie aber

Frühling an der Morawa

Erzählung von Ole Gontscharow

sollte er die Geschütze mit Munition versorgen, wenn alle Leute unterwegs sind und er allein hier im Hof auf Granaten sitzt!

Nachdem der Feldwebel den Schlamm aus den Stiefeln gegossen hatte, holte er trockene Fußlappen hervor und wickelte sie um. Über den Wäldern an der Morawa ging die Sonne wie eine große Scheibe auf. Gumenny erfaßte unbändiges Verlangen zu schlafen. Während er mit dem Schlaf kämpfte, sah er Kazo mit energischen Schritten durchs Tor kommen. Ihm folgten die Einwohner des ungarischen Dorfes. Sie hatten schwarze Filzhüte auf und trugen leere Säcke. Sie mußten fast rennen, um mit Kazo Schritt halten zu können.

Gumenny stand auf und hörte sich ungeduldig die Meldung des Kochs an.

Dann fragte er die Bauern, ob einer von ihnen Russisch verstehe. Ein alter, kleiner Mann mit vom Wetter gegerbten Gesicht trat behend nach vorn.

„Ich war in russischer Gefangenschaft", sagte er vergnügt. „Gouvernement Tambow, Gouvernement Jekaterinoslaw . . ."

Dabei schaute der Mann seine Dorfgenossen überlegen an, er kostete es wohl zum erstenmal aus, daß er in russischer Gefangenschaft gewesen war.

„Also ein Landsmann!" bemerkte der Feldwebel.

„Ein Landsmann, Herr Offizier!"

Der Ungar redete den Feldwebel mit Offizier an, wohl weil bei Jascha ein üppiger, gewellter Haarschopf unter der Mütze vorlugte. Einfache Soldaten waren bekanntlich kahlgeschoren.

Hinter dem Fluß, in der Gegend des Dammes, feuerte eine Batterie. Dieses Donnern ließ den Feldwebel aufhorchen. Nach der ersten Salve folgte eine zweite, dann schwieg die Batterie wieder. Gumenny wußte, daß dort jetzt nur noch etwa 40 Granaten zur Verfügung standen. Viel zuwenig!

Der Feldwebel setzte den Ungarn mit Hilfe des kleinen Mannes auseinander, daß er sie bat, ihm zu helfen, seinen Kanonieren die Granaten in die vorderste Linie zu tragen.

Die Ungarn schwiegen eine Weile. In ihren blitzenden Stiefeln und den engen Röhrenhosen erinnerten sie an einen Schwarm dünnbeiniger Kraniche. Sie räusperten sich, traten

von einem Bein aufs andere und schwiegen weiter.
Wieder schoß in der Ferne die Batterie. Gumenny stand einen Augenblick unbeweglich und hielt die Hand mit der Tabakpfeife hinters Ohr. Auch die Ungarn lauschten.
„Die Deutschen", sagte der Mann, der in Jekaterinoslaw gewesen war, schließlich und drohte mit der Faust zum Fluß hin. „Germanski... Aas, hat alles genommen!"
Die Ungarn redeten jetzt alle durcheinander und bestätigten die Worte des Bauern. Doch zu dem Auftrag des Feldwebels äußerte sich niemand, weder ablehnend, noch zustimmend. Als sie wieder verstummten, schauten sie sich unschlüssig an, und Gumenny, der ihre Stimmung richtig deutete, konnte den aufkeimenden Ärger nur schwer unterdrücken.
„Also, ihr wollt meinen Kanonieren nicht helfen?"
Da trat ein gut aussehender Mann von etwa dreißig Jahren mit weißem Hals und gepflegtem schwarzen Bart vor. Kazo flüsterte dem Feldwebel zu, er sei der Lehrer des Ortes, „Herr Professor" genannt, weil in seiner Wohnung alle Wände mit Büchern vollgestellt seien. Die Bauern schauten den Lehrer mit unverhohlener Ehrfurcht an und warteten offensichtlich, was er sagen würde. Der Lehrer aber schaute finster über den Fluß und wandte sich dann mit einer kurzen Rede, die wie ein Toast klang, an seine Dorfgenossen. Gumenny verstand nur zwei Worte: Demokratie und Zivilisation.
Sie reden nur immer davon! Der Feldwebel wurde zornig. Weniger Worte und mehr Taten!
Aber da wandte sich der Lehrer zu ihm und hielt mit feierlicher Geste den offenen Sack hin.
„Pack ein! Wir wollen nicht, daß die Deutschen wieder über die Morawa zurückkehren!"
Gumenny öffnete eine Kiste und packte Granaten in den Sack des Lehrers. Als nächster trat der „Jekaterinoslawer" heran, er zwinkerte dem Feldwebel zu und hielt gleichfalls seinen Sack auf.
„Munter, meine Körnchen!" zitierte er die Worte eines russischen Liedes, das er wohl einmal gelernt hatte. „Hopp, hopp, hopp!"
Als Gumenny alle Säcke gefüllt hatte, stopfte auch er seinen Tornister voll und befahl: „Marsch!"
Sie setzten jeweils zu dritt in einem kleinen Boot über. Gumenny stieg als erster ein und ergriff das Ruder. Welche Freude, im Frühling zum erstenmal ein Ruder in die Hand zu nehmen, wenn der Fluß unter der Sonne blinkt, reichlich Wasser führt und Kraft und Gesundheit atmet! Der blaue Strom wollte den kleinen Nachen stromab mitnehmen, zwischen ruhige, stille Ufer, in den linden, belebenden Frühling, hin zur Donau. Aber Gumenny ruderte gegen die Strömung und teilte kräftig das Blau des Himmels, der sich im Wasser spiegelte.
Als er übergesetzt hatte, wartete er am Ufer. Ein Ungar ruderte den Kahn zurück. Er war offensichtlich Fischer, denn er handhabte das Ruder sehr geschickt. Der Feldwebel beobachtete ihn mit Genugtuung.
Gumenny setzte sich auf einen morschen, halb im Wasser versunkenen Baumknorren und schaute aufs gegenüberliegende Ufer, wo Kazo die Verladung leitete. Das hohe Ufer war mit Steinen eingefaßt. Dahinter lag das Dorf, unzerstört und friedlich. Die weißen Häuschen blinkten in der Frühlingssonne. Der Feldwebel dachte an die Erdhütten seiner Heimat, die neben den Brandstätten ausgehoben worden waren. Ganze Dörfer waren zu unterirdischem Leben gezwungen worden. Einmal werden auch wir solche Häuschen bauen, dachte er. Ewig kann dieser Krieg nicht dauern. Wenn er zu Ende ist, kehren wir heim. Wir nehmen Äxte, Sägen und Hobel zur Hand. Es wird nach frischen Spänen duften.
In dem Boot, das sich dem Ufer näherte, saß der Lehrer mit der Tabakpfeife im Mund.
Er liebt die Errungenschaften der Zivilisation, dachte Gumenny. Dann kann er wenigstens einmal den Rücken dafür krumm machen. Wie könnte ein Sack Granaten um eines solch erhabenen Zieles willen zu schwer sein?
Als alle übergesetzt waren, zählte Gumenny die Bauern nochmals durch, dann rückten sie auf einer schmalen Schneise in den Wald vor. Der eine oder andere von ihnen hatte sicher im Sommer mit seinen Ochsen hier Heu eingefahren, jetzt war die Schneise wie der ganze Wald im Frühjahrshochwasser versunken. Die Bäume ringsum waren kahl, aber man spürte schon, daß sie grünen wollten. Still war es, und die überfluteten Waldwiesen breiteten sich friedlich im Sonnenschein.
Die vorderste Linie schwieg.
Der Feldwebel ging mit seinem Tornister voran. Das Wasser reichte ihm bis an die Knie. Die Ungarn folgten ihm wie ein Kranichkeil. Gebückt unter ihrer Last, wechselten sie ab und zu lustlos ein paar Worte.
„Schneller!" rief der Feldwebel energisch, wenn jemand zurückblieb.
Er schritt mit leichtem Gang voran und war froh und unbeschwert, denn er sah, daß er stärker und kräftiger war als der „Herr Professor" und seine Dorfgenossen. Außerdem schwieg die Batterie, also war dort wohl alles in Ordnung.
Als sie an eine Stelle kamen, die nicht unter Wasser stand, gewährte Gumenny ihnen einige Minuten zum Verschnaufen. Sie setzten sich auf die faulige Erde, die unter ihnen nachgab

und zu gären schien, als sei es Hefeteig. Der Feldwebel bot den Ungarn Tabak an, den sie gierig rauchten, wobei sich jeder das Seine dachte. Der „Herr Professor" hatte kein Verlangen mehr, eine Rede zu halten. Er saß auf einem Baumstumpf, versuchte, zu Atem zu kommen, und sein Bäuchlein, das vorher nicht zu bemerken war, hob sich jetzt schwer unter dem Jackett. Sein Gesicht hatte einen säuerlichen Ausdruck angenommen. Nur der alte, kleine Mann, der im Gouvernement Jekaterinoslaw gewesen war, als Gumenny überhaupt noch nicht auf der Welt war, war ungebrochenen Mutes. Gestikulierend erzählte er dem Feldwebel, was es dort in dem fernen Gouvernement für hübsche Mädchen gegeben hatte. Das Bild der einen, Marusja Maritschka, trage er jetzt noch in seinem Herzen.

„Die ist jetzt schon Oma", bemerkte Gumenny.

Aber der Ungar war anderer Meinung: Marusja Maritschka blieb für ihn ewig jung.

Je mehr sie sich der vordersten Linie näherten, desto finsterer wurden die Gesichter der Träger. Der Feldwebel dagegen wurde immer froher. Als plötzlich Maschinengewehre ratterten, schauten sich die Träger furchtsam nach allen Seiten um. Gumenny amüsierte sich über diese unbegründete, verfrühte Vorsicht und rief noch energischer: „Schneller!"

Plötzlich feuerte eine Batterie des Gegners. Eine Granate jaulte in der klaren Frühlingsluft hoch über dem Wald und schlug krachend irgendwo weit weg zwischen den Bäumen ein.

Die Ungarn blieben stehen, schauten sich erschrocken um und blickten den Feldwebel schließlich fragend an. Als könne sie dieser hochgewachsene, schlanke junge Mann mit dem offenen, vertrauenserweckenden Gesicht vor dem Beschuß retten.

„Ist weit weg", sagte Gumenny lachend. „Marsch!"

„Marsch, marsch!" wiederholte in aufmunterndem Ton ein schnurrbärtiger langbeiniger Bauer in Röhrenhosen.

Ganz plötzlich begann in der Nähe des Dammes eine wilde Schießerei. Gewehrschüsse krachten, Maschinenpistolen ratterten, Granatwerfer wummerten. Gumennys Gesicht wurde besorgt. Er horchte. Seine Batterie erwiderte nur kläglich das Feuer. Er zählte ihre Schüsse, denn er konnte sie leicht von denen der deutschen Geschütze unterscheiden. Er meinte sogar, die Stimme seiner Batterie unter tausend anderen herauszufinden.

In der Luft surrte und vibrierte es über ihren Köpfen. Ganz in der Nähe schlugen Granaten ein, Wasserfontänen stiegen auf, der ganze Wald bebte.

„Hinlegen!" befahl Gumenny.

Aber niemand hörte ihn mehr. Seine Munitionsträger waren noch nie unter Beschuß geraten und nicht an einen Feuerüberfall gewöhnt, sie hatten kehrt gemacht und gaben Fersengeld. Sie überholten einander, stolperten, fielen und wandten sich bei jeder Detonation bald in die eine, bald in die andere Richtung. Gumenny rannte ihnen hinterher.

„Stehenbleiben! Stehenbleiben!" rief er, aber niemand gehorchte.

„Hinlegen!"

Aber niemand legte sich

Der Feldwebel sah, daß der Gegner sein Feuer schon weiter zum Fluß verlegt hatte und daß die Flüchtenden direkt hineinliefen. Aber wie sollte er ihnen verständlich machen, daß sie blindlings in ihr Verhängnis rannten, daß die einzige Rettung für sie jetzt darin bestand, in schnellem, kurzem Lauf zur Feuerlinie zu gelangen oder wenigstens liegen zu bleiben, wo sie gerade waren?

Gumenny holte den „Herrn Professor" ein, der keuchend als letzter dahinjagte, und zwang ihn, sich hinzuwerfen.

Er holte noch einen zweiten, einen dritten ein und befahl ihnen auch, sich hinzulegen. Die Feuerpilze der Einschläge schossen jetzt entlang ihres Fluchtwegs auf, so daß die übrigen Bauern weiter flüchteten. Der Feldwebel zwang sie zu Boden. Bestimmt verwünschten die Ungarn die Minute, als sie sich bereit erklärt hatten, für die sowjetische Artillerie Granaten in die vorderste Linie zu bringen. Gumenny stellte befriedigt fest, daß keiner von ihnen die Munition weggeworfen hatte. Er lauschte angespannt auf den Lärm in der vordersten Linie. Noch war der Staub der Detonationen nicht verweht, da stand er auf und ging vorwärts. Die Träger folgten ihm jetzt bereitwillig. Es schien ihnen bewußt geworden zu sein, daß sie ihre Rettung diesem Burschen verdankten, als sie sahen, welch Hexenkessel dort brodelte, wohin sie hatten laufen wollen. Und wenn der Feldwebel sie nicht eingeholt und zu Boden gezwungen hätte, wären bestimmt viele von ihnen jetzt nicht mehr am Leben. Deshalb schauten sie auf den jungen Russen erstaunt und voll Vertrauen. Als Gumenny schneller ausschritt, beschleunigten auch sie ihre Schritte, als fürchteten sie, zurückzubleiben und umzukommen. Jetzt gehorchten alle seinem Befehl wie ein Orchester dem Stock des Dirigenten.

„Dieser junge Mann weiß mehr als wir", sagte der „Herr Professor" plötzlich zu seinem Nachbarn und wischte sich den Schweiß ab. „Er sieht besser als wir und kennt sich in diesem Sodom auch besser aus. Wir wären längst ohne ihn zerfetzt."

Ein neuer Feuerüberfall zwang sie wieder, sich hinzuwerfen. Gumenny zählte den dumpfen Widerhall der Abschüsse der feindlichen Batterie. Aber er ahnte nicht, daß sie jetzt

genau in der Feuerlinie lagen. Kaum hatte er sich aus dem Schlamm erhoben und den Mund geöffnet, um den Befehl zum Weitermarsch zu geben, als urplötzlich eine Säule aus Erde und Feuer vor ihm emporwuchs. Ein Stein schien gegen seine Brust zu schlagen, und er fiel auf den Rücken.

Als der Rauch verweht war, sah er über sich das klare Blau des unerreichbaren Himmels und einen zersplitterten Baumwipfel, der noch rauchte.

Wahrscheinlich hat mich ein Ast umgeworfen, dachte Gumenny ruhig und versuchte aufzustehen. Aber da spürte er, daß ihm etwas warmes über die Brust rann. Er schaute auf die Wattejacke, sah herausgefetzte Watte und tastete nach dem Loch. Es war nicht groß. Ein kleiner Splitter, dachte er beruhigt.

Er hörte die Antwortsalve seiner Batterie durch das knatternde Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Feldwebel erhob sich sofort. Wieviel Granaten hatten seine Artilleristen noch? Er hatte die Übersicht verloren.

In seiner Brust stach es bei jedem Atemzug. Gumenny schaute sich nach den Trägern um und versuchte, aus ihren Mienen abzulesen, ob sie sahen, daß er verwundet war. Offensichtlich hatten sie nichts bemerkt, das beruhigte den Feldwebel.

„Marsch!" befahl er und schritt kräftig aus.

Es wurde ihm gar nicht bewußt, daß er die Hand in die Jacke schob, nach der Wunde tastete und sie fest hielt, damit kein Blut herausdrang.

Er hatte kein Verbandzeug mit, es war auch keine Zeit zum Verbinden. Und wer hätte es tun sollen? Er wollte nicht, daß die Ungarn seine Wunde sahen.

Was nun, wenn es mich erwischt hätte? dachte Gumenny plötzlich, und Entsetzen befiel ihn. Sicher hätten die Träger die Granaten weggeworfen und wären umgekehrt. Schließlich kenne nur ich den Weg zur vordersten Linie. Der Feldwebel stellte sich vor, wie der Batteriechef am Damm kniet und befiehlt: Feuer! Feuer! Er gibt diesen Befehl, weil er fest überzeugt ist, daß Granaten herangebracht werden. Alle Geschützbedienungen glauben, daß Munition eintreffen wird. – Und wenn ich getötet worden wäre?

Gumenny schaute sich um, ihm war, als gingen seine Begleiter schneller. Tatsächlich aber waren seine Schritte langsamer geworden. Die Wunde machte ihm mehr und mehr zu schaffen.

Er hatte plötzlich Durst. Er nahm die Mütze ab, schöpfte im Gehen das rauchgraue Wasser zu seinen Füßen und trank. Dann setzte er die nasse Mütze auf, das tat ihm wohl, erfrischte ihn, aber alles ringsum wurde plötzlich auch grau wie Rauch.

Sogar der klare blaue Himmel.

Er schaute sich um.

Der Lehrer mit dem schwarzen Bart ist ganz nahe bei ihm. Es sieht aus, als schleppe er

sich durch zitternden Nebel. Warum beeilt er sich nicht? Und warum schaut er Gumenny so seltsam an? Seine Augen sind groß und glänzen, als seien es künstliche Augen. Und der Feldwebel denkt: Gleich wird der zu ihm sagen: „Schneller!“ und ihm ins Gesicht lachen.

Gumenny zählte die Träger durch. Hat sich auch keiner in den Wald verdrückt? Nein, alle sind da. Und schauen ihn aufmerksam an. Und sie scheinen schon nicht mehr so zu keuchen und sich zu fürchten, wenn irgendwo zwischen berstenden Bäumen ein schweres Granatwerfergeschoß einschlägt. Sollten sie wirklich gesehen haben, daß er verwundet wurde? – Nur hinkommen, die Granaten bringen! Ohne Nachschub wird die Batterie nicht standhalten, wird der Gegner den Damm nehmen, die Kanoniere neben den stummen, noch warmen Geschützen niederschießen, sich über diese dichten Wälder verstreuen und das Bataillon in der Morawa ertränken.

Und wenn ich hin kriechen muß, ich werde mich weiterschleppen, dachte der Feldwebel. Hoffentlich hab' ich noch genug Blut, um nicht ohnmächtig zu werden.

Wieder schaute er sich schweratmend um. Alle waren da: der Bauer mit den Röhrenhosen und der aus Jekaterinoslaw. Und der Lehrer trat Gumenny fast in die Fersen, als verleihe dieser Marsch ihm neue Kräfte.

Der Feldwebel spürte fast keinen Schmerz. Nur das Atmen fiel ihm schwerer, er schöpfte mit dem Mund tief Luft, als gähne er. Er konnte nicht so viel trinken, daß sein Durst gestillt war. Wasser plätscherte um seine Knie, aber er fürchtete sich schon, sich zu bücken, denn dann würde er umfallen. Er schleppte sich weiter, innerlich verbrennend, aber er widerstand der quälenden Verlockung des Wassers.

Obwohl er die Wunde fest zudrückte, rann das Blut schon heiß und klebrig über seinen Leib, es kroch in Bächen unter dem Koppel in die Hosen. Je weiter er ging, desto schwerer fiel es ihm, die Beine zu heben. Vielleicht sind die Stiefelschäfte schon voll Blut und deshalb so schwer? Es gibt hier auf einmal so viele miteinander verflochtene Wurzeln und Baumknorren, dabei war sein Rückmarsch von der vordersten Linie heute morgen so leicht und mühelos! Der Wald schien bis zur Hälfte im Wasser zu stehen.

Der Feldwebel wollte sich setzen, bis zum Hals ins Wasser tauchen, trinken und schlafen, schlafen und trinken!

Alles ringsum wurde trüb, und ihm wurde schwül, wie in bleischwerer sommerlicher Hitze. Die Batterie feuerte schon ganz nahe, dort hinter diesen Bäumen, Gumenny hatte schon mehr Schüsse gezählt, als Granaten in der Feuerstellung waren. Wo haben sie die Granaten her? Oder addierte er etwa die Schüsse des Gegners zu den eigenen?

Er schöpfte Wasser mit der Hand. Als er

Fortsetzung auf Seite 59

Klock 8 am Hauptbahnhof

POSTSACK

Unsere Anschrift:
Redaktion Armee-Rundschau
1055 Berlin, Postfach 46 130

Ein-Strich-kein-Strich ist kein Verkaufsobjekt

Könnt ihr mir nicht eine Tarnjacke von der Armee besorgen? Ich würde sie auch bezahlen.

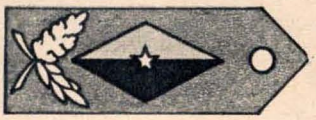
Armin Lutz, Bernau

Damit können wir Ihnen nicht dienen. Der Felddienstanzug, den Sie offenbar meinen, gehört zur Ausrüstung der Soldaten und ist nicht verkäuflich.

Der „Commandante en jefe"

Könnten Sie mir bitte mitteilen, welchen Dienstrang Fidel Castro bekleidet, denn er trägt unter dem alten „Commandante"-Stern nun einen Halblorbeerkranz o. ä.?

Heinz Dersinske, Rudolstadt-Schwarza



Den neuen kubanischen Dienstgraden zufolge lautet der jetzige Dienstrang des Genossen Fidel Castro Commandante en jefe, das bedeutet Oberkommandierender. Es folgen dann abwärts die Dienstgrade wie üblich: Armeegeneral, Generaloberst usw.

Erschienen im MV

Unsere FDJ-Gruppe der 2. KP der Offiziershochschule des MdI beschäftigt sich als Studienauftrag mit Leben und Wirken der Marschälle der SU Shukow, Konew und Rokossowski. Können Sie uns Hinweise geben?

Offiziersschüler der VP Gust, Dresden

Da wäre zunächst die Memoirenliteratur: Shukow „Erinnerungen und Gedanken", 2. Bd.; „Das Jahr 45" von Konew und „Soldatenpflicht" von Rokossowski. Ergänzend dazu „Die Streitkräfte der UdSSR – Abriß ihrer Entwicklung und Befreiungsmission der sowjetischen Streitkräfte im zweiten Weltkrieg". Beide Bände wurden im Militärverlag der DDR herausgegeben.

Hallo, Leute!

(– oder wie man euch sonst so nennt). Seit etwa zwei Jahren lese ich regelmäßig die AR und dabei besonders interessiert die Gedichte, die von Soldaten geschrieben werden. Allerdings möchte ich etwas mehr davon. Ich schreibe selbst schon seit etwa vier Jahren und auch oft über die Probleme der Soldaten. Landschafts- und Liebesgedichte fehlen auch nicht. Ich wäre sehr an einem Gedankenaustausch mit Zirkeln schreibender Soldaten interessiert. Bitte Zuschriften an 242 Grevesmühlen, Internat der EOS.

Bärbel Waldow, 17 Jahre

Pro und Contra „Rauchpause"

Ich selbst bin Nichtraucherin. Wurde deshalb oft von Gleichaltrigen geringschätzig angesehen. Bei der Armee gewöhnen sich zwangsläufig viele das Rauchen an, eben auf Grund dieser Rauchpausen. Das ist dann keine Ruhepause, sondern eine Pause zur Förderung des Lungenkrebses. Positiver auf die Leistungsfähigkeit würden sich bestimmt Atemübungen und Gymnastik auswirken. Ich möchte jedenfalls nicht mit einem Raucher verheiratet sein.

Bärbel Waldow, Grevesmühlen

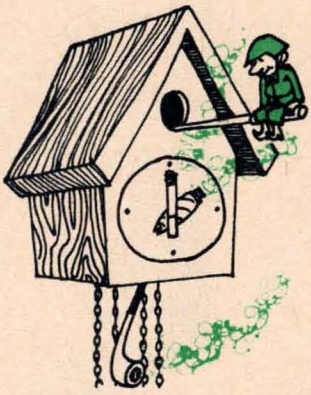
Soldat Hoffmann braucht sich das Rauchen nicht anzugewöhnen, um ebenfalls in den Genuß einer wohlverdienten Pause zu kommen. Rauchpause ist gleich „eine Zigarettenlänge" Pause. Es ist die Pause, in der man eine Zigarette rauchen kann (nicht muß). Dieser Ausdruck ist also ein Zeitmesser einer ungefähren Pause.

Rudi Bärenreuter, Weida

Wer gern in den Pausen rauchen möchte, der sollte es tun. Und noch etwas. Wenn der Genosse Hoffmann Auflockerung haben möchte, so sollte er nach Dienst fünf- oder zehnmal über die Sturmbahn sausen. Ich finde jedenfalls, daß es jedem seine eigene Sache ist, ob er raucht oder nicht. Die Hauptsache ist doch, daß man nach höchsten Noten greifen sollte.

Gefr. d. R. Peter Lange, Dessau

Der Soldat Hoffmann hat recht. Mein Sohn ist Offizier und beklagt sich auch sehr oft, daß die Kantine, die Unterkunft (mit drei Mann belegt) und der Gefechtsstand total „verquarzt" sind. Er sagt, es ist unmöglich, dagegen etwas zu tun. Ich meine, im Interesse der Nichtraucher sollte doch tatsächlich geregelt werden, wann wo geraucht werden darf. Man spricht so viel von Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, dazu gehört doch wohl nicht zuletzt, daß ein Nichtraucher verlangen kann, daß in



seinem Schlafraum nicht geraucht wird. Auch sollte man während der Essenzeiten in den Kantinen das Rauchen verbieten und auch in Arbeitsräumen, die sich nicht direkt lüften lassen.

Edith Meier, Rostock

FDGB-Ferienplatzpreise für Soldaten

Meine Frau hat von ihrem Betrieb für uns FDGB-Ferienplätze erhalten. Muß ich dafür den vollen Preis zahlen?

Stabsfeldwebel Werner Haase

Im Handbuch „Die Gewerkschaftskasse", Seite 96, heißt es, daß Angehörige der NVA trotz ruhender Mitgliedschaft im FDGB die gleichen (niedrigen) Ferienplatzgebühren zahlen wie FDGB-Mitglieder.

An alle Hubschrauber-Fans!

Hat doch im April-Heft der Druckfehlerteufel wieder freie Hand gehabt: Statt die landende Staffel Mi-2 als solche zu belassen, machte er eine Mi-8-Staffel draus. Doch unsere Leser haben ihn entlarvt. Danke!

Nicht zu spät

Mein Mann versieht als Unterleutnant seinen Dienst bei der NVA. Seit März 1974 sind wir verheiratet und erhielten kürzlich eine Wohnung. Wir erfuhren, daß uns Wohnungsgeld zusteht vom Tage der Eheschließung an. Aber die Dienststelle sagt, daß nur ab 1. 1. 1975 nachgezahlt würde. Stimmt das?
Gabriele Fischer, Halle

Nein. Ihrem Mann ist Wohnungsgeld zu zahlen bzw. nachzuzahlen vom März 1974 an, auch wenn er seitdem Truppenunterkunft in Anspruch genommen hat. Die Spanne der Nachzahlung erstreckt sich über zwei Jahre.

Waffenfarbe „weiß"

Wieso tragen die Fallschirmjäger der NVA die Farben der Landstreitkräfte und nicht der Luftstreitkräfte?
H. W. Lochmann, Dessau

Fallschirmjäger gehören ihrer taktischen Bestimmung nach zu den Landstreitkräften. Deshalb tragen sie an den Biesen die Waffenfarbe weiß.

Rauchiges

Muß man als Fallschirmjäger oder Flugzeugführer Nichtraucher sein?
Dieter Kurth, Berlin

Man muß nicht. Aber da das Nichtrauchen zweifelsohne gesünder ist als das Rauchen, wäre es schon besser.

Verpflichtung erfüllt. Wer hilft weiter?

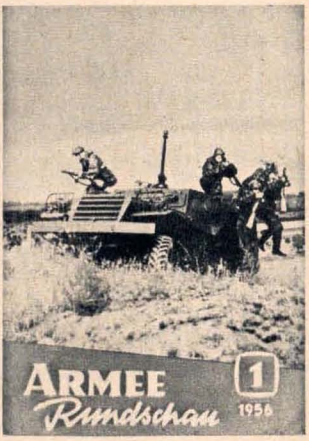
Zum 30. Jahrestag der Befreiung hatte sich das Reservistenkollektiv unserer GST-Sektion Nachrichten das Ziel gestellt, bis zum 1. Mai die wehrpflichtigen Jugendlichen des Jahrganges 1957 unserer Berufsgruppe Elektromonteur und BMSR-Facharbeiter im Tastfunk (bis 30 Zeichen/min) auszubilden. Diese Aufgabe wurde mit 92% gleich 70 Kameraden erfüllt. Wir würden aber gern unseren Lehrlingen den Einsatz nachrichtentechnischer Mittel unserer NVA in der Praxis zeigen und erläutern. Welche Nachrichteneinheit im Bezirk Cottbus würde mit uns Patenschaftsbeziehungen aufnehmen? Bitte an folgende Adresse schreiben: VEB Kombinat Schwarze Pumpe, Betriebsberufsschule, Abt. EL/BMSR,
Unterleutnant d. R. Harald Brosius

Eisenbahnpioniere

. . . sind eine Spezialtruppe des Militärtransportwesens. Über sie und ihren Einsatz berichten wir in Wort und Bild im nächsten Heft. AR-Reporter besuchten außerdem sowjetische Soldaten im fernen Turkestan, eine Granatwerferbedienung der NVA sowie eine Abschlußübung tschechoslowakischer Offiziersschüler. Oberstleutnant „Wibbel" Wirth berichtet exklusiv von einem Fußballturnier in Somalia. Auf den farbigen Mittelseiten finden Sie das Foto eines Torpedoschnellbootes der Volksmarine. Die AR-Waffensammlung stellt Panzerbüchsen und Panzerhandgranaten vor und in der AR-Bildkunst drucken wir eine neue Lithografie von Roland Berger, von der wiederum 100 Originale zum Kauf angeboten werden. „Der Entschluß" heißt eine Liebesgeschichte. Um Probleme der Standardisierung beim Bau von Raumschiffen geht es in einem populärwissenschaftlichen Artikel. In „Rauch und Reserve" veröffentlichen wir Briefe zu Leserbriefen und in der AR-Information finden Sie Wissenswertes über die Armeesportklubs der ASV Vorwärts. Auf der farbigen Rückseite bringen wir ein Porträt von Vera Schneidenbach.

Kein April-Scherz

War der Hinweis, daß es sich beim Heft 4/75 um die 222. Ausgabe der AR handelte, ein Aprilscherz?



Und könntet Ihr nicht mal zeigen, wie die erste AR aussah?
Matrose Jens Uhrig

Das Aprilheft war in der Tat die 222. Ausgabe seit November 1956. Wie die erste AR aussah, zeigt unser (wenn auch sehr verkleinertes) Bild.

Dankeschön!

Zuerst möchte ich Euch beglückwünschen für die hervorragende Idee mit den Zweiseitenpostern und der Waffensammlung. Ich bin zwar erst 14 Jahre alt, aber soviel weiß ich: Das ist Spitze!
Roberto Kindermann, Berlin

Mot. Schützen an die Schreib-Front!

Ich möchte gern einen Soldaten kennenlernen, der bei den mot. Schützen ist. Ich bin Schüler der 4. Klasse und interessiere mich sehr für diese Truppen.
Matthias Gregori, 193 Wittstock, Heiligegeiststr. 11

Vielseitig und interessant

Schon vor unserer Einberufung lasen wir eure Zeitschrift. Jetzt haben wir festgestellt, daß wir vieles daraus im Soldatenleben verwenden können. Trotz gewisser Entbehrungen, die

der Wehrdienst mit sich bringt, ist das Soldatenleben vielseitig und interessant. Dieser Abschnitt unseres Lebens hilft uns bei der weiteren Entwicklung zu sozialistischen Persönlichkeiten.

Soldat Jaßmann und weitere 12 Genossen

Geburtstagsgrüße

. . . möchte Renate Uhlig aus Neubrandenburg ihrem Mann Dieter, der als Soldat auf Zeit in der NVA dient, mit diesem Bild übermitteln.

Wo steht was?

Auf welcher gesetzlichen Grundlage beruht die Antwort (AR 2/75), daß die Armeedienstzeit bei entlassenen Berufssoldaten in jedem Arbeitsrechtsverhältnis auf die Dauer der Betriebszugehörigkeit angerechnet wird, also auch in möglichen späteren Arbeitsstellen?

Walzyk, Ltr. der Abt. Arbeitsökonomie, VEB Minol Filiale Dresden

Auf § 24 der Verordnung über die Förderung der aus dem aktiven Wehrdienst entlassenen Angehörigen der Nationalen Volksarmee" vom 13. Februar 1975. (GBl. Teil I/ Nr. 13).

Mauerblümchen?

Wie sie sich während der vierjährigen Dienstzeit ihres Verlobten bewegen soll, um weder Mauerblümchen zu sein noch als Flittchen zu gelten, fragte Mariana Eichler in AR 3/75.

Wenn sie und ihr Verlobter sich gut genug kennen, sich lieben und stets ein offenes Wort füreinander hatten, dürfte es keine Zweifel geben. Mariana sollte auch beim Tanzengehen immer daran denken, daß es einen Menschen gibt, auf den sie bauen kann.

Soldat Hans Romeyke

Das Mädchen ist noch gar nicht reif genug, um verlobt zu sein. Wenn sie eifersüchtig ist, hat sie kein Vertrauen. Ich liebe jemanden, der ist ganz weit weg – in Wolgograd. Wir sehen uns nur viermal im Jahr, aber meine Liebe wird immer größer.

Inge Schulz, Berlin

Eifersucht führt zu unnötigem Streit. Gehen Sie ruhig tanzen, das wird Ihr Verlobter auch tun. Und selbst wenn Sie mal nach Hause gebracht werden, wird Sie keiner als Flittchen betrachten, solange alles im Rahmen bleibt.

M. Kliemchen, Prenzlau

Wer am kulturellen Leben teilnimmt, und dazu gehört auch das Tanzen, ist doch kein Flittchen!

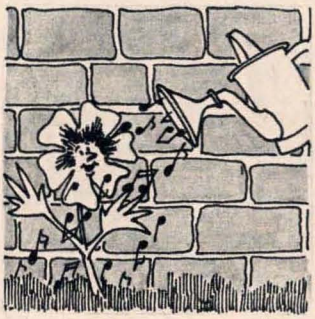
Soldat Roland Krüger

Mein Mann leistet zur Zeit seinen Grundwehrdienst und ich bin mit meinem Andreas (2) allein. Aber deswegen bin ich noch lange kein Mauerblümchen. Ich rate Dir, gehe ruhig einmal tanzen und bleibe dem Kreis Deiner Freunde treu. Sonst gibt man sich schweren Gedanken hin, und das zermürbt erst so richtig, und es entsteht der Hang zur grundlosen Eifersucht. Wenn man sich mit seinem Freund oder Verlobten einig ist über dieses Problem, so kann man ruhig über den Tratsch in einer Kleinstadt hinwegsehen.

Hannelore Krüger, W.-P.-Stadt Guben

Auch ich war einmal in dieser Situation wie Mariana und bereits verlobt. Heute, nach zwei Jahren Bekanntschaft, glücklich mit meinem Berufsunteroffizier verheiratet. Natürlich ist der Anfang schwer, aber das Leben und vor allem Eure Liebe gehen weiter. Ich bin auch tanzen gegangen und gehe heute, wenn ich Lust dazu habe, aus. Wer den festen Willen und Vertrauen hat, der kann und wird treu bleiben, und muß kein Mauerblümchen oder Flittchen werden.

Karin W., Bansin



Sehr schreibfreudig

. . . ist Gudrun Schiefner (18) aus 1502 Babelsberg, Gluckstr. 40, weswegen sie gern mit einem Offiziersschüler oder jungen Offizier in Briefwechsel treten möchte. Ähnliche Wünsche haben: Martina Mechelk (19, Interesse für Musik und Bücher) aus 759 Spremberg, Drebkauerstr. 16 – Heidrun Scherr (17) aus 7027 Leipzig, Kohnstr. 9 – Elke Schult (17) aus 23 Stralsund, Kleine Parower Str. 68 – Brunhilde Hackbarth, 3582 Beetzendorf, Goethestr. 6a – Heike (17), Sigrid (18) und Eva (19) Pfeiffer aus 1134 Berlin, Hauptstr. 87 bei Lauermann – Ludwina Anacker (17) aus 6201 Möhra, Sorgstr. 6 – Ingrid Kirchner (19) aus 90 Karl-Marx-Stadt, Gustav-Freytag-Str. 4 – Edith Schulze (ruhig und mit 15jährigem Sohn) aus 926 Hainichen, Postamt. Und schließlich möchte sich Marion Grothe (16) aus 7282 Bad Düben, Kirchstr. 11, gern mit weiblichen Armeeangehörigen schreiben, da sie selbst einmal freiwillig zur NVA gehen will.

Rund und bunt

Wie sieht denn die AR-Ansteck-Plakette aus, die jeder 10. Einsender des Preisausschreibens bekommt?

Sylvia Buhn, Greiz

So wie hier, wobei die Ringe von außen nach innen im Original weiß, gelb, orange, rot und tiefblau sind. Die Plakette ist aus Metall und mit einer glänzenden Schicht überzogen.

Umgekehrt

Irrtümlich ist aus der Suchanzeige von Dietmar Schmidt aus Zeitz eine Angebotsliste geworden. Also: Das im AR-Markt Heft 3/75 unter seinem Namen Genannte wird von ihm gesucht.

Neu!

Ich bin Unteroffizier auf Zeit und im 4. Dienstjahr. Stimmt es, daß ich bei Aufnahme eines Studiums Ende des nächsten Jahres ein höheres Stipendium bekomme?

Unterfeldwebel Reimer

In der neuen Förderungsverordnung vom 13. Februar 1975 heißt es im § 9 (4): „Unteroffiziere oder Offiziere auf Zeit, die nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst studieren und mindestens fünf Jahre aktiven Wehrdienst geleistet haben, erhalten ein Stipendium von jeweils 400 Mark".

Stimmungen oder Dokumentation?

Das Bild des Malers Christoph Wetzel in AR 3/75 „Nach dem Einsatz" spiegelt so recht die Gelöstheit eines Kämpfers nach anstrengendem erfolgreichen Einsatz wider.

Bettina Fleischer, Rostock

Mir ist der Soldat, obgleich er dem Beschauer den Rücken zuwendet, außerordentlich sympathisch. Er ist kräftig und stark, um eine harte Aus-

bildung durchzustehen, aber er braucht und nutzt die kurze Ruhepause, um sich zarten Gefühlen, zum Beispiel dem Brief seiner Freundin, zu widmen.

Barbara Rühle, Karl-Marx-Stadt

Ein Soldat nach dem Einsatz, müde, abgekämpft, hat nicht oder nur in geringem Umfang Zeit, sich einem Brief zu widmen. Der Dienstablauf sieht als erstes die Herstellung der inneren Ordnung vor, die es nicht zuläßt, daß noch ein Stahlhelm herumliegt. Der Stahlhelm entspricht nicht der Form bzw. ist unreal; selbst das Lederpolster hat andere Maße. Am wenigsten kann die Rede davon sein, den Geruch des Holzes zu verspüren. Die blanken Bretter des Tisches, die in einem unfreundlichen Farbton dargestellt sind, wirken kalt und abstoßend. Die gesamte Umgebung kann in meinen Augen nicht als schön bezeichnet werden. Als letztes wäre noch zu erwähnen, daß Rauchen in den Unterkünften der Soldaten nicht erlaubt ist . . .

Soldat Horst Merx

Liebe Leser! Für weitere Pro- oder Contra-Zuschriften ist es nie zu spät. All jenen, die sich wertend zur AR-Bildkunst äußern, übersenden wir kostenlos fünf Sammelbilder der im vergangenen Jahr veröffentlichten Kunstwerke.

Bastlernöte

Da ich ein leidenschaftlicher Bastler bin, möchte ich den Schützenpanzerwagen PSH im Modell nachbauen. Leider bin ich noch nicht zu den Abmessungen dieses SPW gekommen. Mir würden schon die Ansichten maßstabgerecht genügen.

Bernd Nattermüller, Rötha

Die Maße des PSH sind: L – 5700 mm, B – 2400 mm, H – 2300 mm

Richtig gesteuert

Auflösung der Navigations-Knobelei aus dem Aprilheft: 1. Winkelfunktion. 2. Komplementwinkel und Supplementwinkel, auch Ergänzungswinkel und Überschußwinkel genannt. Über je 30 Mark freuten sich: 1. Rainer Haring, Weißenfels; 2. Edith Krause, Tambach-Dietharz; 3. Offiziersschüler Christian Ludwig, Stralsund; 4. Günter Konkolewski, Benndorf; 5. Carola Micke, Berlin.

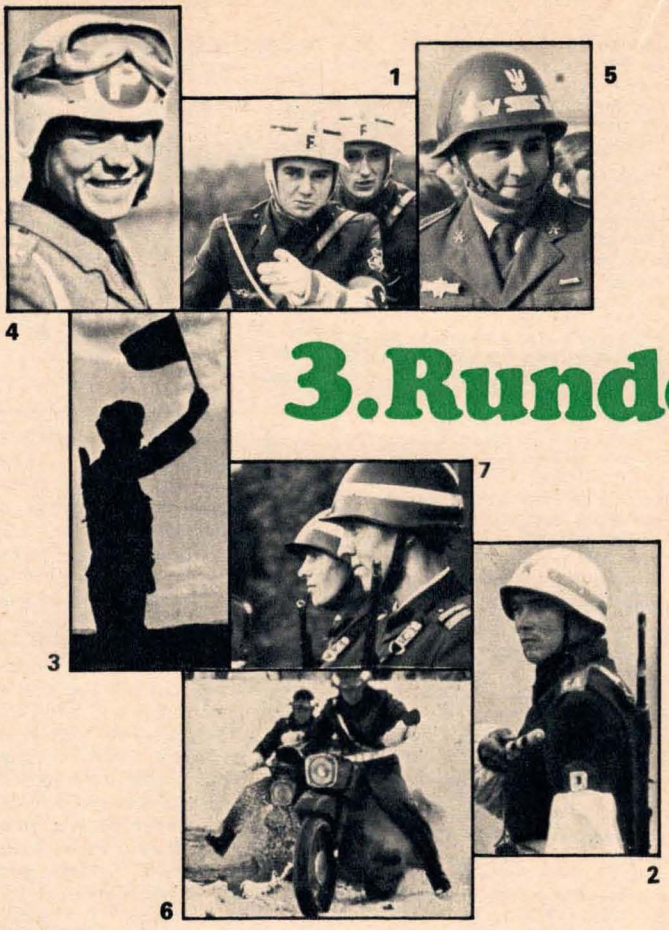
IM JULI IN DEN KINOS

Die Melodien des Weriski-Viertels

Dieser Streifen ist ein Filmmusical aus der georgischen SSR, das sich würdig in die Galerie seiner berühmten Vorbilder, „Kiss my Kate", „Hallo Dolly", „Westsidestory" und „Fiedler auf dem Dach" einreiht. Übernommen haben die Filmschöpfer den wichtigsten Grundsatz einer originellen, tragfähigen Handlung (natürlich mit viel Liebe), übernommen auch die organische Verknüpfung der Geschichte mit einer ins Ohr gehenden modernen Musik und temperamentvollen Tänzen. Das Ergebnis ist ein sehens- und hörenswertes Spektakulum aus dem Tbilissi der Jahrhundertwende, als noch jedermann, der auf sich hielt, seine schmutzige Wäsche von den fleißigen und hübschen Wäscherinnen aus dem Weriski-Viertel waschen ließ. Die bei jung und alt, arm und reich (und der Polizei) gleichermaßen beliebte Star-Wäscherin heißt Wardo (dargestellt von Sofiko Tschiaureli) und ist bis über beide Ohren verliebt in den Fuhrmann Pawle. Pawle ist Witwer und hat zwei muntere Töchter, zwei richtige kleine Amateurballerinen. Da aber Kunst nach Brot geht, und die Kunst im Falle der beiden Mädchen fünfzig Rubel kosten soll, werden sie wohl nie eine richtige Ausbildung erhalten und auf einer Bühne stehen können. Da entschließt sich Wardo zu einem außergewöhnlichen Liebesbeweis. (Von Liebe zu sprechen wagten bisher weder sie noch Pawle, aber natürlich weiß das ganze Viertel, einschließlich der Polizei, wie es um die beiden steht.) Also: Wardo beschafft die 50 Rubelchen für den italienischen Tanzmaestro, indem sie nächtlicherweise eine Fuhre Holz von der Straße, am hellerlichten Mittag vom Fleischerhaken ein ganzes Kalb und dann auch noch jenen Pelz stiehlt, auf den der ortsansässige Händler-Hehler schon lange scharf ist, daß er dafür ohne zu feilschen glatte fünfzig Rubel berappt. Natürlich darf bei solch frechem Tun die Polizei nicht tatenlos zusehen, und da ausnahmsweise in Pawles Herd ein Feuerchen brennt und es in seiner Hütte ausnahmsweise nach Gebratenem duftet, wird er der Räuberei verdächtigt und eingesperrt. Nun stellt sich Wardo der Polizei, worauf diese in eine fatale Lage gerät. Sie möchte bei Wardo beide Augen zudrücken, doch Wardo besteht darauf, ins Kittchen einzuziehen. Das hat zur Folge, daß ihre Kolleginnen in den Streik treten. Und nun wird es verhängnisvoll – der Polizeichef kann seine schmutzige Wäsche nicht mehr waschen lassen, er muß es neben den honorigen Herrschaften selbst versuchen . . . Doch schließlich kommt es wie es kommen muß – immerhin ist es ein Musical, und dazu gehört außer Liebe, Tanz und Musik auch allemal ein Happy-End. *Hb.*

Außerdem im Programm: „Blutsbrüder" (DEFA), „Die unglaublichen Abenteuer der Italiener in Rußland" (UdSSR), „Horoskop aus dem Computer" (ČSSR), „Der Donauschiffer" (UVR), „Einer allein" (SR Rumänien), „Durch Wüste und Dschungel" (VR Polen), „Die drei Musketiere" (Frankreich), „Matsoukas der Grieche" (USA). „Die blinde schwertschwingende Frau" (Japan), „Die Zählung der Wildhasen" (VR Bulgarien).

3. Runde



Da sind sie also wieder – die „Waffenbrüder in weiß". Alte Bekannte sozusagen aus den beiden vorangegangenen AR-Heften. Und wie bereits im Mai und Juni sollen die Kommandantendienstmänner der sieben Warschauer Armeen hier wiederum zur Gehirnakrobatik inspirieren. Einfacher und klarer gesagt: Start frei zur dritten und damit letzten Runde unseres AR-Preisausschreibens. Um Militärisches geht's diesmal: um den sozialistischen Wettbewerb der Bruderarmeen, den Kampf um das Bestenabzeichen, der in jedem Land doch gewisse feine Unterschiede aufweist. Außerdem geben die „weißen Waffenbrüder" einige Spezialitäten ihrer Armee preis . . .
Die richtige Lösung dürfte für ständige und aufmerksame AR-Leser eigentlich kein Problem sein. Aufgabe der dritten Runde – das Bestenabzeichen muß dem jeweiligen Kommandantendienstmann zugeordnet werden (z. B. A zu 5). Dann wie immer der berühmte Griff zur Postkarte, adressiert an: Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46130. Letzter Einsendetermin ist der 5. August 1975.
Und da dies ja nun bekanntlich die letzte Runde des AR-Preisausschreibens ist, folgt nunmehr auch der große Knüller: 7500 Mark sind zu gewinnen – und das auf einen Schlag. Im einzelnen sieht's dann so aus.
Unter Ausschaltung des Rechtsweges wird die „AR-Fortuna" folgende Gewinne ziehen: einmal 2000,– Mark, einmal 1000,– Mark, einmal 500,– Mark, zehnmal 100,– Mark, zehnmal 50,– Mark und hundertmal 25,– Mark.

A

B

Allseitig von Land umgeben, verfügt die Armee meines (1) Landes dennoch über eine Flotte. „Duna-Flotilla" nennt sie sich, und sie ist die kleinste innerhalb der Armeen des Warschauer Vertrages. Ganze 100 Quadratkilometer nämlich umfaßt ihr „Hoheitsgebiet". – Trotzdem nicht zu unterschätzen. Denn wie gesagt, unsere Flotilla betreut und bewacht einen Abschnitt der Donau, die ja auch fünf Warschauer Vertragsstaaten verbindet. Ehrensache, daß unsere Genossen ihren Dienst verantwortungsvoll und diszipliniert

PREISAUSSCHREIBEN

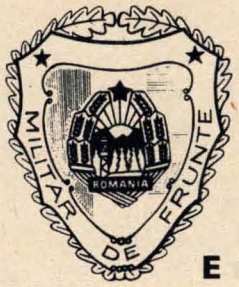
Zum dritten und letzten . . .

Einmal	**2000,– Mark**
einmal	**1000,– Mark**
einmal	**500,– Mark**
zehnmal	**100,– Mark**
zehnmal	**50,– Mark**
hundertmal	**25,– Mark**

ausführen. Wartung und Meisterung der Technik sind Schwerpunkte ihres Wettbewerbs. Bestenabzeichen gibt es bei uns schon lange und zwar in zwei Kategorien. „Ausgezeichneter Soldat der Armee" und „Vorbildlicher Soldat der Einheit". Für beide Auszeichnungen müssen bei uns Prüfungen abgelegt werden. Und neuerdings werden bei der Bewertung neben den Noten, für die es ja bestimmte Normen gibt, Leistungsstand, Einsatzbereitschaft und Verhalten während des gesamten Ausbildungsjahres berücksichtigt. . . Mot. Schützen eines Rotbanner-Garderegiments sind die Wettbewerbsinitiatoren unserer Armee in diesem Jahr(2). Sie sind zwischen dem 110. und 120. Längengrad stationiert. In einem Gebirge, dessen mittlere Höhe zwischen 1300 und 1400 Metern angegeben ist. Heftige Stürme, strenge Fröste erschweren die Ausbil-

C

D



E

F

dung. Dennoch, unsere mot. Schützen haben sich hohe Ziele gestellt. Nach dem Wettbewerbsmotto „Vernichten der Ziele mit dem ersten Schuß, dem ersten Feuerstoß und dem ersten Start" wollen sie z. B. alle taktischen Übungen mit Gefechtsschießen nur mit „sehr gut" erfüllen. Ganz groß wird bei ihnen die gegenseitige Ersetzbarkeit geschrieben. So will jeder Soldat und Unteroffizier in diesem Ausbildungsjahr zwei angrenzende Funktionen erlernen und natürlich auch beherrschen. Und jeder Spezialist wird im gleichen Zeitraum eine Leistungsklasse erwerben, davon 70 Prozent in den Stufen 1 und 2. . .
Fast jeder zweite Soldat und Unteroffizier errang bei uns (3) im vergangenen Jahr das Bestenabzeichen. Es ist dies die älteste Auszeichnung in unserer Armee – 1952 zum ersten Mal verliehen, besser gesagt errungen. Denn bei uns muß jeder Bewerber für das Abzeichen „Ausgezeichneter in der militärischen und politischen Ausbildung" eine Prüfung ablegen. Innerhalb des sozialistischen Wettbewerbs, versteht sich. Übrigens wird der Wettbewerb in unserer Armee erst seit 1973 in jedem Ausbildungsjahr durchgeführt, vordem war er bestimmten Jubiläen usw. vorbehalten. Aber wie man sieht, bewährt sich die jetzige, die ständige Methode gut – siehe oben. . .
Was sonst noch Interessantes zu berichten wäre? Mein Land – übrigens das südlichste der sieben Warschauer Vertragsstaaten – verfügt über einige geografische Rekorde. Wir haben mit 2925 Metern den höchsten Gipfel des Rilagebirges, mit den Rhodopen das mächtigste Gebirgsmassiv und überhaupt erstrecken sich über unser Land insgesamt 16 Gebirgszüge. Deshalb gibt es in unseren Landstreitkräften auch keine spezielle Gebirgstruppe. Jeder mot. Schütze, Tankist, Artillerist oder Funker ist für den Einsatz im Gebirge ausgebildet. Mut, Ausdauer, Tapferkeit deshalb besonders gefragt. . .
Von der Luft kam in diesem Ausbildungsjahr unser (4) Aufruf zum Wettbewerb. Konkreter: Ein Regiment unserer Luftverteidigung, genannt „Karpaten", hat dazu aufgerufen. Eine ihrer Verpflichtungen ist, ständig hohe Leistungen beim Schutz der Grenze zur BRD, die damit gleichzeitig auch westlichste der Warschauer Vertragsstaaten ist. Bei uns hat der sozialistische Wettbewerb seit 1965 an immer größerer Bedeutung gewonnen. Seitdem nämlich geht der Kampf auch um „Beste der Gruppe" und „Beste der Kompanie". Die Auszeichnung

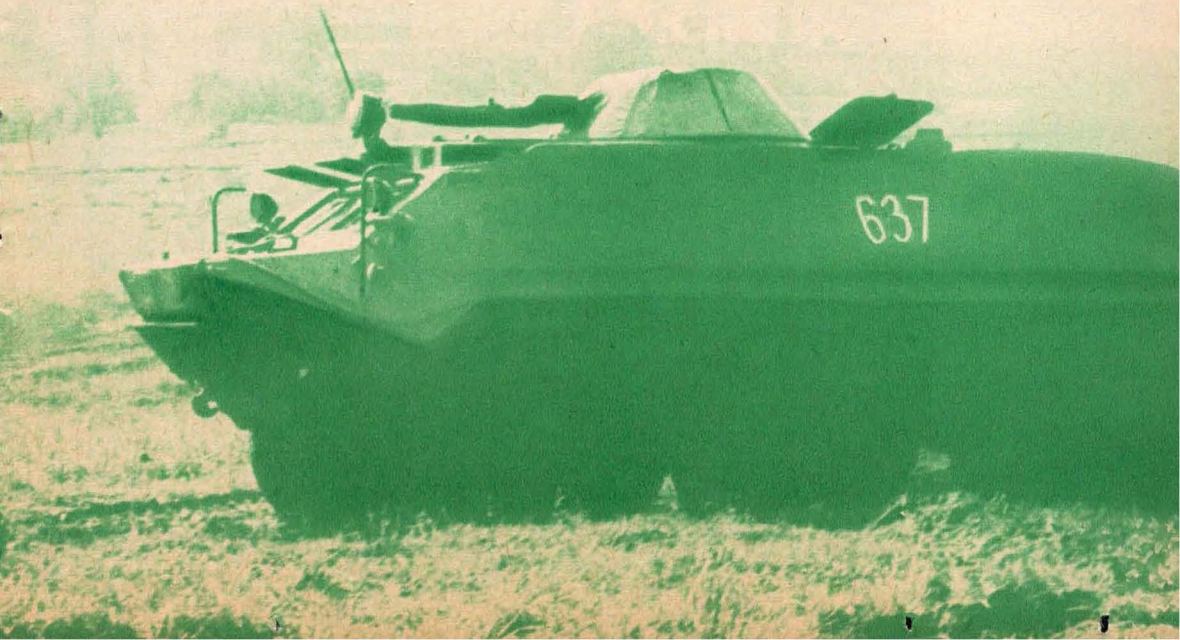
G

„Bester Soldat" dagegen hat längere Tradition. Das Bestenabzeichen gibt es in einer Stufe, es wird nur einmal verliehen, der Träger muß dann während der gesamten Ausbildungszeit gute bis ausgezeichnete Leistungen bringen. Ansonsten folgt: Aberkennung. Na, und das möchte natürlich keiner . . .

Also bei uns gibt es Truppenteile (5), die sind eine tolle Attraktion für jeden Bildreporter. Auch für Touristen – soweit letztere überhaupt bis zu ihnen aufsteigen. Womit bereits gesagt ist, daß es sich um Gebirgstruppen handelt. Um traditionsreiche sogar. Goralen nennt man sie hierzulande. Rein äußerlich erkennbar an ihrer Ausgangsuniform: weite Umhänge, die runden Hüte, geschmückt mit Edelweiß – und Pferden im Gefolge. Wie gesagt, äußerliche Kennzeichen sind das. Ansonsten sind unsere Gebirgstruppen heute natürlich vollmechanisiert, wissen Hubschrauber zu nutzen. Granatwerfer, sMG, reaktive Geschütze gehören zur Standardausrüstung. Ihre Ausbildung in der Hohen Tatra und den Beskiden enthält vergleichsweise zu anderen Truppenteilen unserer Landstreitkräfte einige Härtetests mehr! Aber die meistern unsere Goralen auch mit Bravour. Sichtbarer Beweis – sie tragen stolz das Bestenabzeichen „Vorbildlicher Soldat". In drei Stufen ist es bei uns seit 1973 zu erwerben – in Bronze, Silber und Gold. Außerdem gibt es noch für Kraftfahrer, Offiziersschüler und Kommandeure spezielle Bestenabzeichen, ebenfalls in drei Stufen . . .

Wir, das heißt die Armee meines Landes (6), ist die jüngste innerhalb des Warschauer Vertrages. Sozialistischer Wettbewerb, Kampf um den Bestentitel werden bei uns vom ersten Tag an groß geschrieben. Und was vielleicht noch wissenswert ist: die Arbeit der Neuerer spielt bei uns innerhalb des Wettbewerbs eine nicht zu unterschätzende Rolle. Über 20000 Neuerer sind in der Armee tätig und erarbeiten jährlich an die 10000 Vorschläge. Wettbewerbsinitiatoren waren bisher eigentlich alle Teilstreitkräfte mindestens einmal. Im vergangenen Jahr beispielsweise die Marine – genauer, die Besatzung eines TS-Bootes. Na, und in diesem Ausbildungsjahr machen mot. Schützen diesbezüglich von sich reden . . .

An vier speziellen Lyzeen werden hierzulande (7) künftige Offiziersbewerber ausgebildet. Ab 9. Klasse studieren die jungen Männer vier Jahre lang. Und nach der Prüfung, der bestandenen natürlich, folgt das Studium an einer unserer Offiziersschulen – für Landstreitkräfte, Jagdflieger oder Marine. Hilfe und Unterstützung gibt den künftigen Offizieren während dieser Zeit unser kommunistischer Jugendverband. Er unterstützt übrigens mit vielerlei Initiativen auch den Kampf um den Bestentitel. Das Abzeichen „Bester Militärangehöriger" gehört, wie in allen Armeen des Warschauer Vertrages, zu den erstrebenswerten Auszeichnungen. Gute, noch besser natürlich sehr gute Leistungen in allen Ausbildungsfächern muß sein Träger vorweisen.



Was macht der Seemann

Ja, was macht er denn nun, wenn er da so in einer fremden Hafenstadt ist? Um ganz ehrlich zu sein, alles wissen wir natürlich auch nicht. Aber, was Matrosen und Maate unserer Volksmarine in sowjetischen und polnischen Häfen treiben, das haben sich Oberstleutnant Ernst Gebauer (Bild) und Oberleutnant Karl-Heinz Melzer (Text) bei einer Navigationsbelehrungsfahrt mit Schiffen der Flottenschule „Walter Steffens" einmal angeschaut.

Also, da war am Anfang natürlich ein Plan. Und der sah für den sowjetischen Hafen als erstes vor: Besuch des Traditionsmuseums der zweimal mit dem Rotbannerorden ausgezeichneten Baltischen Flotte. Nun mögen See-

leute im allgemeinen und Matrosen der Volksmarine im besonderen über Museen vielleicht denken, wie sie wollen. Aber um das der Waffenbrüder machen sie keinen Bogen. Und das nicht nur vonwegen Höflichkeit und Disziplin. Man kann vom Waffenbruder, und noch dazu vom sowjetischen doch nie genug erfahren.

So hatten die Genossen Stabs-, Ober- und auch nur Matrosen hernach gleich etwas auszusetzen an der Maßnahme Museumsbesuch.

Nämlich: „Eine Stunde? Viel zu kurz!"

Wie recht sie damit hatten, merke

ich heute an der Dürftigkeit meiner Notizen. Das wichtigste, glaube ich, habe ich aber doch aufgeschrieben. Gegründet wurde die Baltische Flotte im Jahre 1703 von Peter I. Am 25. Oktober 1917 wurde um 21.45 Uhr der für die Geschichte der Menschheit bedeutsamste Schuß von einem Schiff dieser Flotte abgefeuert – von der „Aurora". Im Großen Vaterländischen Krieg versenkten die Angehörigen der Baltischen Flotte 1205 Kriegsschiffe und Transporter, schossen 2000 Flugzeuge der Faschisten ab. 143 Flottenangehörige wurden dafür als „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet. 23 Schiffe und Truppenteile erhielten den Gardetitel. Aber welche Heldentat mochte der Matrose Jewgenis Aleksandrowitsch Nikonow vollbracht haben, daß sein Name für immer in der Liste seiner Einheit geführt wird? Man hätte doch noch fragen sollen . . .

Doch wie gesagt: Eine Stunde, viel zuwenig. Denn schon hieß es wieder: Raustreten zum Meeting der Waffenbrüderschaft. Meeting mußte ja auch sein.

Aber die Reden hier waren kurz. Trotzdem inhaltsreich. Man informierte sich über die Ergebnisse in der Ausbildung. Und ich glaube der Beifall war nicht nur deshalb so stark, weil auf beiden Seiten 90 Prozent der Matrosen und Maate ihre Muskeln beim Erwerb des Sportabzeichens gestählt hatten . . .

Anschließend Kino. Zwei Dokumentarfilme über den Dienst in der Sowjetischen Seekriegsflotte wurden gezeigt. Eindrucksvolle und überzeugende Ergänzung für die zuvor genannten Ausbildungsergebnisse.

In den Pausen kam es, wie es immer so schön heißt, zu zahlreichen herzlichen Gesprächen. Allerdings wurden dabei auch beiderseitig interessierende Probleme so gründlich gelöst, daß beide Seiten ein wenig Ärger mit den Vorgesetzten bekamen. Wegen waffenbrüderlich verursachter Verstöße gegen die Bekleidungsvorschriften! Denn das mindeste, was getauscht worden war, das waren die Koppel. Der kluge Seemann hatte aber vorgebaut und die Effektenläden

ihren Umsatz gemacht. Am anderen Morgen brauchten gestrenge Kommandantenaugen vorerst keine diesbezüglichen Vorschriftswidrigkeiten mehr festzustellen.

Die herzlichen Begegnungen wurden in der dem Protokoll gemäßen Anzugsordnung fortgesetzt. Über den Rees an Back- und Steuerbord, auf und unter Deck habe ich nicht viel zu berichten. Schließlich kann man ja nicht zugleich auf vier Schiffen, in allen Winkeln der fünf Gefechtsabschnitte sein. „Sie haben uns einfach bei der Hand genommen und uns durch das ganze Schiff geführt", berich-

tete Obermaat Rolf Kirchner. Den sowjetischen Matrosen erging es jedoch nicht anders. Und selbst wenn es möglich gewesen wäre, ihnen überallhin zu folgen, wäre auch nicht mehr dabei herausgesprungen. Ich hätte ohnehin weder Fachworte noch Fachgesten zu deuten gewußt. Wiederholtes Schulterklopfen und viele Choroschos ließen aber darauf schließen, daß die Gesprächspartner die aufgeworfenen Fragen zu allseitiger Zufriedenheit geklärt haben. Nur Stabsobermeister Helmut Gerth schüttelte nach seinem Gespräch mit Fähnrich Rostislaw Iwanowitsch Gruspow den Kopf. „Ich bin seit 22 Jahren Signäler", gestand er, „aber was die Freunde für ihr Klassifizierungsabzeichen beim Geben und Lesen für ein Tempo draufhaben! Das ist unwahrscheinlich!"

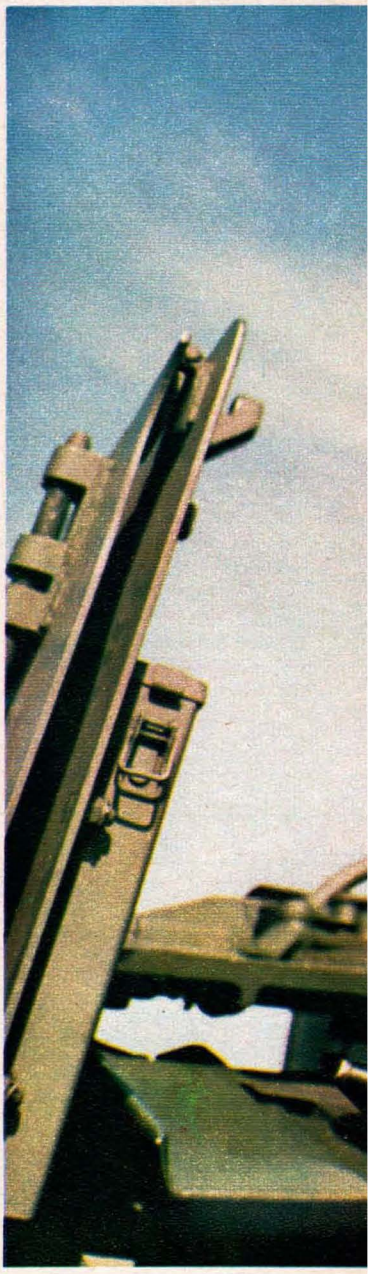
So gab's manches zu bedenken und zu bereden. Auch das sowjetische Zeremoniell der Flaggenparade. Bei uns wird es mit Pfeifsignalen eingeleitet. Während die Flagge aufgezogen wird, nimmt man Grundstellung ein, Offiziere und Meister legen die Hand an die Mütze. Das ist alles. Die sowjetische Flaggenparade beginnt mit der Übertragung des Zeitzeichens von Radio Moskau über Lautsprecher. Nach dem Glasen, dem Anschlagen der Schiffsglocke, bläst der Hornist das Signal. Es erfolgt die Ehrenbezeigung. Dabei tragen die Offiziere den Ehrendolch. Und das, so meinten unsere Genossen, wäre eben feierlicher, irgendwie würdiger.

Ja, ja, die Gastgeber beschäftigten schon ihre Gäste. Auch am Schachbrett, beim Fußball und Volleyball. Und natürlich gab's Tanz. Matrosentanz. Nur, sich da erst mal an einen Tisch setzen, sein Bier bestellen und 'ne Verlegenheitszigarette anstecken – das war nicht drin. Es gab nämlich gar keine Tische im Saal, es gab keinen Alkohol, und das Rauchen war nur draußen gestattet. Andere Länder, andere Sitten. Aber sonst war's richtiger Tanz – mit richtig lautem Beat.

Tanz war dann auch im polnischen Matrosenklub. Von 19 bis 22 Uhr. Vor 19 Uhr wurde Sport getrieben, Erfahrungen und Souvenirs ausgetauscht und allerhand besichtigt. Ein U-Boot u. a. „Mensch, Langer, das wär' nichts für uns", meinte da einer, nachdem er etwas unsanft auf die lichte Höhe des U-Boot-Bauches aufmerksam gemacht worden war. Neidvoll sah er auf den polnischen Genossen, der mit seinen 1,65 m die Durchschnittsgröße der Besatzung vertrat. Der meinte allerdings, es gäbe auch große U-Boot-Fahrer. Ihr Kommandant zum Beispiel. Mit seinen 1,90 m könne er in seiner Koje nur zusammengeklappt, wie ein Taschenmesser, schlafen. Eine Schiebetür wurde geöffnet. Wir tippten auf einen etwas geräumi-

geren Wandschrank. „Das ist die Kommandantenkammer", wurden wir aufgeklärt.
Nun sind ja MSR-Schiff-Besatzungen, was den Platz anbetrifft, auch nicht gerade verwöhnt. Aber in solcher Enge bis zu 48 Stunden unter Wasser Dienst zumachen. In einer guthandtuchbreiten Koje mit einem Ventilrad 10 cm überm Kopf schlafen zu müssen. Der Gedanke an solche Bedingungen war ihnen dann doch unheimlich. „Nischt für mich. Viel zuviel Messing", argumentierte auch einer und deutete auf das überall blitzende Metall.
„So etwas könnten wir bei uns auch gebrauchen", hieß es dagegen immer wieder mal bei der Besichtigung der Lehrkabinette einer Unteroffiziersschule, die nach dem Kommandeur der ersten polnischen Partisaneneinheit Franciscek Wojciech Zubrycki benannt ist. Die Einrichtung und die Ordnung in der

Lehrbasis insgesamt imponierte unseren Matrosen. Mehr noch die Art, wie sie ihnen erläutert wurde. Der Komandor-poruczik trug seine Erklärungen so temperamentvoll vor, daß man den Eindruck hatte, er wolle das gesamte Ausbildungsprogramm in einer Viertelstunde schaffen. Was den Genossen Fregattenkapitän bei seiner herzhaften ansteckenden Begeisterung auch gewiß gelungen wäre. Wenn unsere Matrosen Polnisch verstanden hätten.
Wir hatten allerhand an Bord, als wir wieder auf Heimatkurs gingen. Waffenbrüdergeschenke in der „seemännischen Ecke". Den roten Stern von sowjetischen Matrosenmützen. Einige das (beurkundete) polnische Bestenabzeichen am Kieler Hemd. Andere Fotos von der Vereidigung polnischer Matrosen, die wir gemeinsam mit mindestens zwei Verwandten pro Vereidigtem und bei strömendem Regen miterlebt hatten. Und allesamt die Gewißheit, in sowjetischen und polnischen Häfen „dufte Kumpels" kennengelernt zu haben.
Und zwei Starfighter-Piloten von der Bundesmarine setzten dann auf ihre Art den Schlußpunkt unter die Erkenntnisse dieser Tage. Als sie auf offener See unseren Verband wiederholt provozierend und gefährlich tief überflogen, erinnerten sie uns daran: Waffenbrüderschaft mit den Matrosen der Baltischen Rotbannerflotte und der Polnischen Seekriegsflotte ist nicht nur schön. Sie ist auch notwendig.



Sicher auch am Rundsichtgerät: Gefreiter Voigt. Am Planschett: Soldat Werler. Am Rechengerät: Soldat Lindner (von oben nach unten).

Sicher im Griff

haben die Flakartilleristen ihre Granaten.

Oberstleutnant Spickereit (Text) und Wolfgang Fröbus (Fotos) beobachteten eine 57-mm-Flakbatterie bei der Übung.

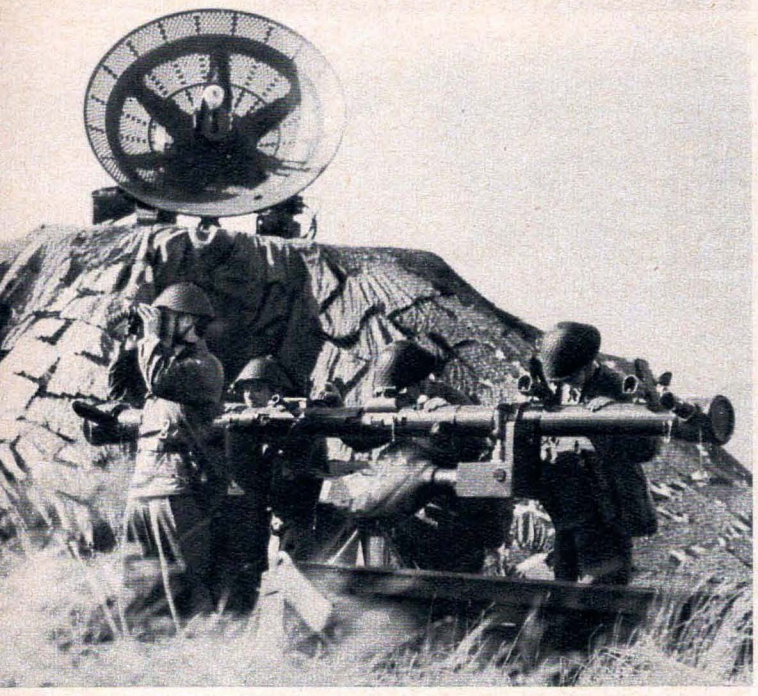
Bereitschaftsstufe I in der Flakbatterie Petzold. Ein Luftangriff wird erwartet. Noch allerdings sind die „Gegner" viele Dutzende von Kilometern entfernt. Noch haben sie erst die übergeordneten Aufklärungsstationen sicher in ihren elektronischen Fingern. Aber was heißt noch in dieser Situation? Angenommen, ein Flugzeug fliegt mit einfacher Schallgeschwindigkeit (1 Mach). Dann kann es in einer Minute etwa 20 km zurücklegen. Grund genug für die Flakartilleristen, auf den Posten zu sein.

Da! Ein Flugzeug dreht vom Pulk ab. Die Batterie erhält den Befehl es aufzufassen. Jetzt wird's ernst für die Männer, jetzt beginnt eine genau abgestimmte Arbeit zwischen den Aufklärern, Funkortern, Entfernungsmessern und Kanonieren, die in wenigen Minuten über die erfolgreiche Abwehr entscheiden wird.

„Ziel im Quadrat 34 12 suchen!" Dieser Befehl des Batteriechefs geht an die Geschützrichtstation. Nur Zehntelsekunden vergehen, schon liegt die Rückmeldung vor: „Ziel aufgefaßt. Seitenwinkel 23–50, Entfernung 35. . ." Gefreiter Hans-Jürgen Voigt kauert vor dem Rundsichtgerät. Seine Augen verfolgen das winzige helle Pünktchen auf dem Bildschirm, welches sich zusehends dem Zentrum der Scheibe nähert. Doch plötzlich ist es verschwunden. Der „Gegner" fliegt einige Manöver, versucht die Station irre zu führen. Aber Genosse Voigt, Soldat im dritten Diensthalbjahr, ist ein erfahrener Kämpfer. Das Bestenabzeichen trägt er nicht umsonst. Er steht schon seinen Mann, so schnell kann ihn keiner überlisten. Ruhig steuert die rechte Hand die Richtantenne, ganz sachte drehen die Finger den Schaltknopf, gebannt schauen die Augen auf den kreisenden dünnen gelben Strahl. Da! Das helle Pünktchen! Er hat das Flugzeug wieder aufgefaßt!

Schnell gibt er die neuen Koordinaten an die Batteriebefehlsstelle weiter.
Hier sitzt Soldat Steffen Werler über der Luftlagekarte. Ein junger Genosse, es ist sein zweites Schießen in dieser Funktion. Vor Monaten stand er noch als Kanonier am Geschütz, hantierte mit dicken, schweren Granaten, waren Metallgeräusche die Begleitmusik in seiner Tätigkeit. Jetzt führt er schmale, leichte Zeichenstifte, klingen Funksprüche in seinen Ohren. Eine schwierige Umstellung? „O ja. Wenn ich nur an die Geschwindigkeit beim Zeichnen denke. Aber alles Übungssache. Ich habe mir schon vieles angeeignet, es flutscht schon ganz gut."
Ohne Zweifel, er will auch hier Qualitätsarbeit leisten, nachdem er sich schon als Kanonier die Klassifizierungsspange holte. Klare Sache für ihn als FDJ-Mitglied.
Werler lauscht den Meldungen aus dem Funkgerät und der Wechselsprechanlage. Die meisten der Angaben verwandeln sich auf seiner Karte in taktische Zeichen. Flink huschen die Hände übers Planschett, skizzieren Striche, Ziffern. Mit einem Fettstift vermerkt Werler Weg und Nummer des Zieles, Uhrzeit, Höhe. Ein Blick, und der Batteriechef kann sich sofort über die augenblickliche Lage informieren, seine Befehle formulieren. „Kommandogerät! Liegen Werte an?" Die Frage des Batteriechefs geht an Soldat Jens Lindner, der das Rechengerät bedient. In dem großen

Bitte lesen Sie weiter S. 52



Kasten laufen die Angaben von der Geschützrichtstation ein, werden in Werte für das Geschütz umgerechnet und weitergegeben. Dieser Automat errechnet den Vorhaltepunkt, an dem im günstigsten Falle die Granate mit dem Flugzeug zusammentrifft. Ein Präzisionswerk, das Präzisionsarbeit verlangt. Lindner, obwohl neu auf der Station, meistert sie. „Mitdenken, mitrechnen muß man hier schon", meint er. Danach handelt das SED-Mitglied. Wochenlang hatte Lindner sich, auch nach Feierabend, mit der Vorschrift und dem „Innenleben" des Geräts beschäftigt, um seine Aufgabe schnell in den Griff zu bekommen. Mit Erfolg. Das zeigt auch diese Übung.

Blaue, rote, braune, grüne Skalen, Knöpfe, Lämpchen. Aufmerksam blickt Lindner auf das Spiel der Zeiger, speist das Gerät mit meteorologischen Werten, liest Ziffern ab, überprüft auf einer Karte, verbessert eine Einstellung, gibt Kontrollzahlen weiter. Seine Augen erkennen Millimeterabstände auf den Zahlenkreisen. Die geringste Unaufmerksamkeit könnte die Arbeit der anderen Genossen wirkungslos machen. Irrt er sich beispielsweise um 0–03 Strich, würde bei einer Entfernung von 6000 Metern die Granate 18 Meter am Ziel vorbei ziehen. Aber Lindner kontrolliert genau, sorgt dafür, daß die Geschütze die richtigen Werte erhalten.

Von elektrischen Impulsen geführt, schwenkt das Rohr des 4. Geschützes langsam zur Seite und in die Höhe. Für die Kanoniere ist dieses Schießen nicht minder spannend, obwohl sie nicht direkt richten. Sie decken die elektrischen mit den mechanischen Zeigern ab, schalten die Automatik ein, beobachten die einlaufenden Werte, verfolgen die Bewegungen des Rohres.

„Laden!" Sorgfältig legen Soldat Fritsch und Maruschka, eingesetzt als K5 und K6, die Granaten auf Ladetisch und Ladeschale des Geschützes. Der „Gegner" ist jetzt in den Wirkungsbereich der Batterie eingeflogen.

„Wird alles hinhauen?" Unterfeldwebel Martin Möhring, der Geschützführer, blickt kurz auf seine Bedienung. Vier neue Kanoniere hat er zwar, aber: Haben sie nicht vor dieser Übung unermüdlich trainiert, bis alles klappte? Haben sie nicht so manche freie Stunde geopfert, um alle Handgriffe sicher zu beherrschen? „Manchmal stand's uns ja bis zum Halse", meinen die Soldaten. „Immer wieder dasselbe!" Aber die Anstrengungen lohnten sich. Bei den Überprüfungen mit den anderen Bedienungen haben die „Möhrings" jetzt stets die Nase vorn. Binnen fünf, sechs Wochen sind sie voll einsatzbereit geworden, könnten sie sich gegenseitig ersetzen. Sie arbeiten sicher, ohne blinden Eifer. „Wir verlassen den Schießplatz nur mit erfüllten Aufgaben", das haben sie sich vorgenommen. Wichtig für den Bestentitel, den sie erneut anstreben. Tradition in der Bedienung des FDJ-Mitglieds Möhring.

Der schrille Ton der Feuerglocke am Geschütz bricht ab. Das Signal des Batteriechefs zum Abschuß! Die erste Granate kommt ins Rollen, rastet vor den Verschluß, verläßt das Rohr mit einem harten Knall. Eine zweite jagt hinterher. Gleich darauf geht ein weiteres Duo auf die Reise. Keine Granate verklemmt sich, kein Geschützteil fällt aus. Eine einwandfreie Arbeit der Kanoniere.

Feuerpause. Haben die drei, vier kurzen Feuerstöße schon gereicht? Einige Minuten müssen sich alle in der Batterie noch gedulden, dann kommt der Funkspruch vom Gefechtsstand: „Aufgabe erfüllt. Ziel wurde vernichtet." Ein Lächeln huscht über Hauptmann Petzolds Gesicht: „Meine Truppe!"

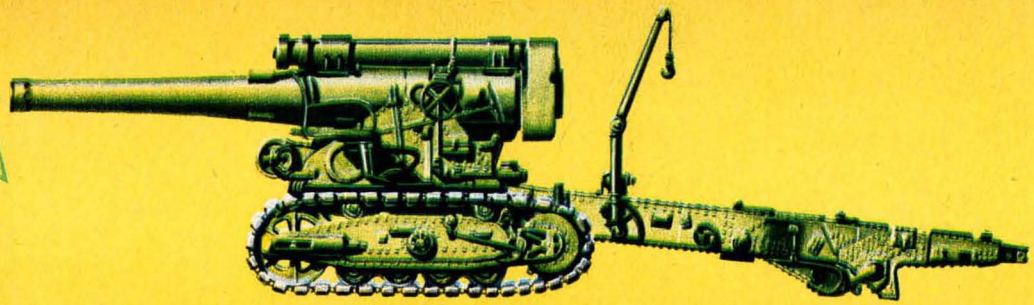
Haubitzen

Bei Beginn des Großen Vaterländischen Krieges ging die Artillerie der Sowjetarmee mit 122-, 152-, 203-, 280- und 305-mm Haubitzen ins Gefecht. Als Haubitzen werden Kurzrohrgeschütze bezeichnet (ihre Rohrlänge beträgt 10 bis 27 Kaliber), die im Gegensatz zu den Kanonen (siehe AR 3/75) in der oberen Winkelgruppe – Rohrerhöhung bis + 65° – schießen. Während noch am Anfang dieses Jahrhunderts Kaliber bis zu 520 mm üblich waren, haben moderne Haubitzen Kaliber zwischen 105 und 150 mm. Ihre Kadenz (Feuergeschwindigkeit) beträgt etwa sechs bis acht Schuß/min. Die Anfangsgeschwindigkeit (V_0) der getrennten Munition, Granate und Kartusche, liegt bei 400 bis 600 m/s. Sie ist geringer als bei einer Kanone. Ebenso wie mit den Kanonenhaubitzen – sie vereinigen im begrenzten Umfang die Eigenschaften beider Artilleriearten in sich – kann die Haubitze im direkten und im indirekten Richten schießen. Kanonenhaubitzen haben etwa das Kaliber von Haubitzen und eine Rohrlänge von 25 bis 40 Kalibern.

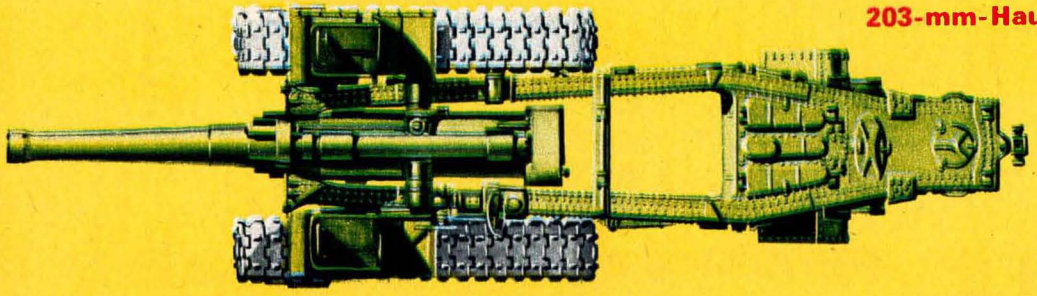
In der Zeit vom 1. Juli 1941 bis zum 1. Juli 1945 stellten die Werktätigen der Sowjetunion neben Zehntausenden von Flugzeugen und Panzern 188100 Artilleriegeschütze und 347000 Granatwerfer aller Kaliber her. Darunter befanden sich mehrere Geschütztypen, die erst während des Krieges – den konkreten Bedingungen entsprechend – entwickelt wurden. Der größte Teil der Artilleriesysteme jedoch war auf der Grundlage einer langfristigen Konzeption bereits vor dem Kriege geschaffen worden. So war am 18. Juli 1929 eine „Verordnung über ein System zur Umrüstung der Artillerie der Roten Arbeiter-und-Bauern-Armee" erlassen worden, auf deren Grundlage beispielsweise die 203-mm-Haubitze B-4 (Modell 1931) entstand.

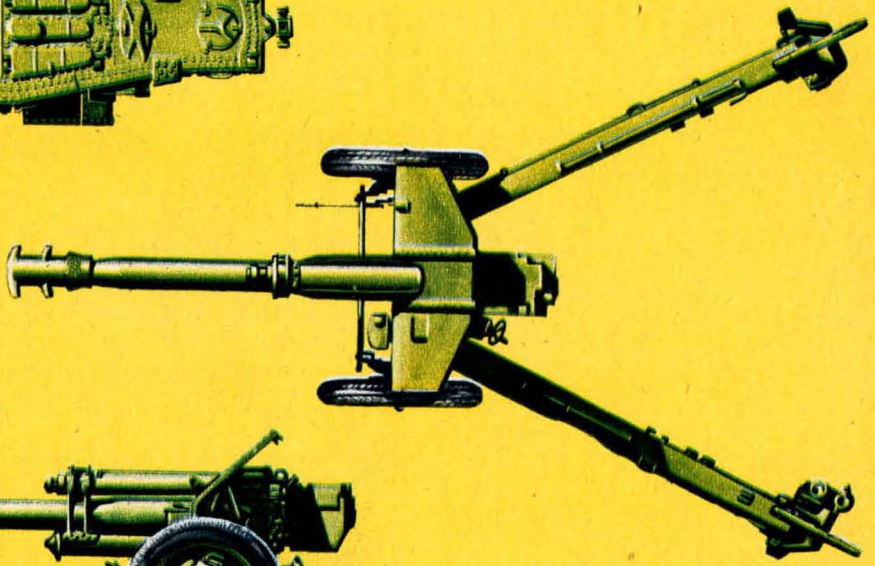
Bis dahin hatte die Sowjetarmee keine überschweren Artilleriewaffen in ihrem Bestand. Ein Kollektiv unter Leitung von F. Lender entwickelte bis zum Jahre 1931 ein Artilleriegerät, daß sich von der Mehrzahl vergleichbarer Waffen jener Zeit äußerlich vor allem durch das Gleiskettenfahrwerk unterschied. In Verbindung mit einem Zugmittel war diese schwere Waffe damit recht beweglich und sogar geländegängig. Hinzu kam der Vorteil, daß sie nach dem Abhängen sofort feuerbereit war und keine besondere Bettung benötigte. Zum Transport über große Strecken konnte die B-4 relativ leicht auseinandergenommen werden. Nach ihrer Bewährung im sowjetisch-finnischen Krieg verblieb die Haubitze bis nach dem zweiten Weltkrieg in der Bewaffnung. Ihre Lafette wurde auch für die 152-mm-Kanone Br-19 und für die 280-mm-Haubitze 39 verwendet.

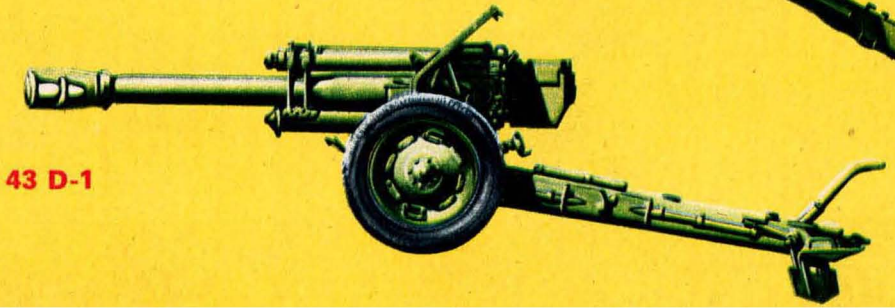
Das nächste für die weitere sowjetische Artillerieentwicklung entscheidende Dokument wurde im Jahre 1934 verfaßt. Es umriß die Skala neuer Artilleriewaffen darunter auch Selbstfahrlafetten, die möglichst universell verwendbar sein sollten. Eines der daraufhin entstandenen Geschütze ist die 152-mm-Haubitzkanone M 1937 ML-20. Ihre Geschichte begann bereits im Jahre 1932, als eine Konstrukteurgruppe des Unionswaffenarsenals – darunter auch W. Grabin (siehe AR 3/75, S. 53) – begonnen hatte, die 152-mm-Korpskanone zu verbessern. Ab Mitte der dreißiger Jahre wurden die Arbeiten unter Leitung des heutigen Generalleutnants Dr. Ing. F. Petrow fortgesetzt. 1937 hatte die neue Hau-



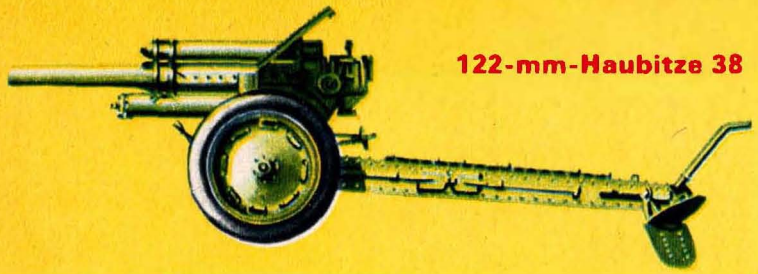
203-mm-Haubitze B-4



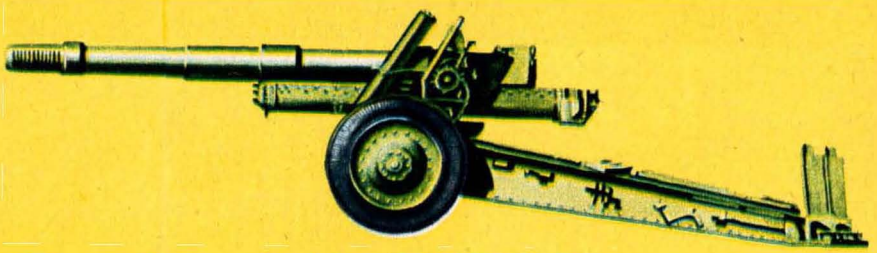




152-mm-Haubitze 43 D-1

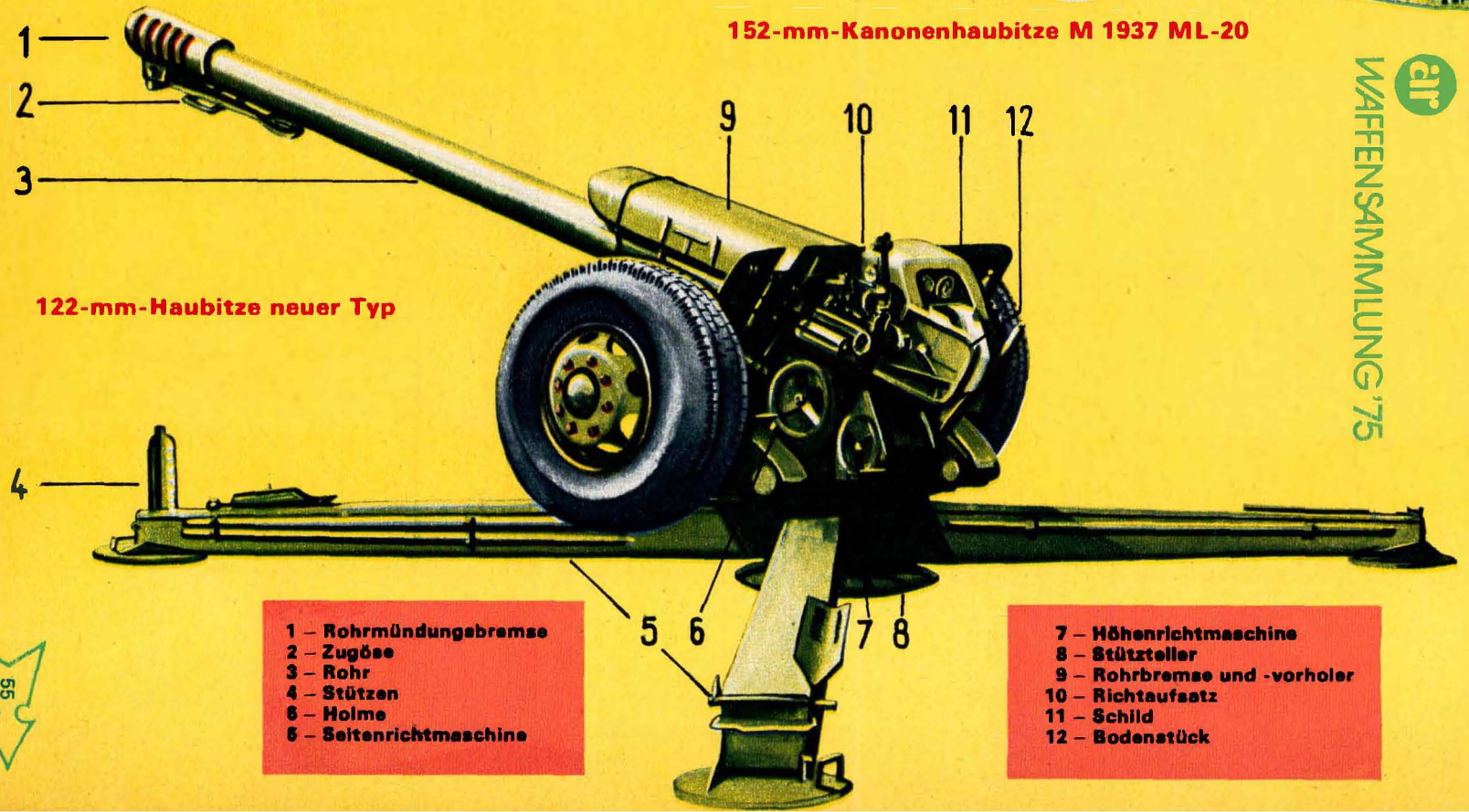


122-mm-Haubitze 38



152-mm-Kanonenhaubitze M 1937 ML-20

122-mm-Haubitze neuer Typ



1 – Rohrmündungsbremse
2 – Zugöse
3 – Rohr
4 – Stützen
5 – Holme
6 – Seitenrichtmaschine

7 – Höhenrichtmaschine
8 – Stützteller
9 – Rohrbremse und -vorholer
10 – Richtaufsatz
11 – Schild
12 – Bodenstück

bitzkanone die Staatsprüfungen bestanden und die Serienproduktion konnte beginnen. Die ML-20 bewährte sich in allen Schlachten des Großen Vaterländischen Krieges. In der Verteidigung ebenso wie bei der Artillerievorbereitung, beim Angriff auf stark befestigte Räume sowie beim Kampf gegen schwere Panzer. Noch viele Jahre nach dem Krieg gehörte die ML-20 – die übrigens die Hauptwaffe der Selbstfahrlafette ISU-152 war – zur Ausrüstung der sozialistischen Bruderarmeen.

F. Petrow war auch führend an der Entwicklung einer, in etwas abgeänderter Form noch heute weit verbreiteten Haubitze beteiligt: Sie heißt amtlich 122-mm-Haubitze Modell 1938 M-30. Die robuste, dabei im Aufbau einfache Haubitze löste zu Beginn des Krieges die 122-mm-Haubitze 1910/1939 ab. Verwendet wurde sie vor allem dazu, Truppen und Waffen inner- und außerhalb von Deckungen, Artillerie- und Granatwerferstellungen sowie Bunker und gepanzerte Ziele des Gegners zu vernichten. In der internationalen Fachliteratur wird diese Haubitze noch heute als Vorbild für eine äußerst gelungene Artilleriewaffe erwähnt. Ab April 1943 unternahm das Petrow-Kollektiv Versuche mit fünf neuen 152-mm-Haubitzen. Ungewöhnlich war daran, daß man die Lafette der 122-mm-Haubitze benutzte. Die Praxis jedoch rechtfertigte diesen kühnen Schritt, und bereits im Mai 1943 konnte die Produktion der neuen 152-mm-Haubitze Modell 43 D-1 aufgenommen werden. Diese sehr bewegliche und feuerstarke Haubitze – sie wurde im Rahmen der sowjetischen Armeeartillerie eingesetzt – fand beim Gegner kein vergleichbares Gegenstück. Erstmals tauchte die D-1 in der Schlacht am Kursker Bogen auf. Die hervorragenden Eigenschaften dieser Haubitze führten dazu, daß sie nach 1945 von allen Armeen der sozialistischen Staaten eingeführt wurde. Die sich äußerlich von der 122-mm-Haubitze durch die Rohrmündungsbremse unterscheidende Waffe verschießt Splitterspreng-, Splitter- und Betongranaten mit neun verschiedenen Ladungen, je nach Aufgabe und Entfernung.

Die Nachfolge dieser vorzüglichen, ja berühmten Haubitzen und Haubitzkanonen haben in den letzten Jahren neue Waffensysteme dieser Art angetreten. Als Beispiele seien die neue 122-mm-Haubitze mit Dreiholmlafette sowie die 152-mm-Kanonenhaubitze mit Stützteller und Zweiholmlafette genannt, die am 7. Oktober 1974 während der Parade der NVA zum 25. Jahrestag der DDR vorgestellt wurden. Gemeinsam ist beiden Waffen, daß ihre Schießachse durch eine Dreipunktlage gebildet wird, wodurch sich eine hohe Standfestigkeit sowie eine hohe Treffgenauigkeit ergeben. Darüber hinaus haben diese Konstruktionen aber noch einen anderen Vorteil: Durch den dritten Holm sowie den Stützteller ist es möglich, das Geschütz um 360° zu schwenken. Damit lassen sich beispielsweise Panzerangriffe aus allen Richtungen besser abwehren als mit den früheren Lafetten. Außerdem ist es möglich, das Feuer schnell zu verlegen. Auf dem Marsch dient der Stützteller der 152-mm-Waffe als Arretierung für das Rohr. Mit beiden Waffen kann im direkten und im indirekten Richten geschossen werden.

W. K.

Geschütz-Typ	Masse in Feuerstellung kg	Rohrlänge Kal. (mm)	Schußweite m	Feuergeschwindigkeit Schuß/min.	Richtfeld vertikal horizontal Grad	Anfangsgeschwindigkeit m/s
203-mm-Haubitze B-4	17700	25 (5087)	18000	1...2	+ 60 ± 4	481...607
152-mm-Haubitze 43 D-1	3600	23 (3527)	12400	3...4	– 3 bis + 65 35	457...508
152-mm-Kanonenhaubitze M 1937 ML-20	7128	29 (4405)	17260	3...4	– 2 bis + 65 ± 58	670
122-mm-Haubitze 38	2450	22 (2800)	11800	5...6	– 3 bis + 63,5 49	515

SCHÜTZEN AUF DEM MARSCH

GOTTFRIED JÜRGAS

Hart ist die Wissenschaft des Kampfes
mit unsichtbaren Gegnern;
die Scheibe zu treffen
mit sicherer Hand, wenn der
Atem fehlt unter der Maske gefilterter Luft,
mitten im zermürbenden Marsch, wenn
die Füße schwer sind, die
Haut immer enger wird, einschnürt
die Lunge – und noch immer
kein Ende des Wegs.

Zu dick
die Luft zu Atmen. Zähflüssig
rinnt sie wie glühender Stahl
durch die Adern. Und
diese Sonne! Schwer lastet sie
auf den Schultern, bohrt sich
ein in die Haut mit tausend
Bajonetten – und noch immer kein
Ende des Wegs.

Schwer jeder Schritt, ausgezehrt
alle Gedanken hinter der Stirn. Jetzt,
denkt jeder, geht es nicht mehr!
Die Augen in tiefe Schatten gehüllt.
Schmerz ist das Heben des Beines
zum nächsten Schritt, Schmerz
ist der Blick zum Genossen daneben,
Schmerz, lohender, brennender Schmerz – und
noch immer kein Ende des Wegs.

Wieder ein Hindernis. Leise
ankriechen hinter der Tarnung, denn
auf dem Felsen, über dem brodelnden Fluß,
mitten in der sicheren Ruhe des Waldes
kann schon der Feind stehn, der
heimliche. Deshalb die Kräfte
der Muskeln gebündelt, eingeteilt
der Atemrest; los, vorwärts! Verbannt
der Schmerz ins Vergessen und
der Wunsch auszuruhen, die Stirn zu
kühlen; voran, schneller!
Jetzt, in dieser hellen Stunde, in
dieser sinnenschweren Minute wird
entschieden der Kampf
mit dir selbst
und dem Feind.

Frühling an der Morawa

Fortsetzung von Seite 29

trank, sah er, daß der „Herr Professor" sich umwandte und etwas zu den anderen Trägern sagte. Wieder Demokratie, wieder Zivilisation. Was schwadroniert er ihnen da vor? Redet er ihnen etwa zu, die Granaten fallenzulassen und hinter die Morawa zurückzukehren?

„Los!" schrie der Feldwebel heiser, schaute sich um und trieb die Zurückbleibenden an. Dabei war sein Gesicht weiß wie Gips. „Los!"

Nasse Haarsträhnen hingen ihm wirr über die Augen, mühsam hob er die Hand, um sie wegzustreichen.

Die Batterie feuerte, schoß, rief ihn, als sei sie ein lebendes Wesen: Schneller, schneller, Feldwebel, ich brauche Munition!

Der Lehrer hinter ihm sagte wieder etwas zu den anderen Ungarn. Sie brummten etwas und nickten zustimmend. Der Feldwebel schaute sich um und sah, wie der schwarze Bart des Lehrers, das „Väterchen aus Jekaterinoslaw" und jener langbeinige Lulatsch in Röhrenhosen auf ihn zukamen. Was wollten sie tun?

Und der „Jekaterinoslawer" fuchtelte mit seiner Tonpfeife herum und sagte der „Herr Professor" habe ihnen alles erklärt. Sie wüßten, weshalb „Genosse Feldwebel" eine Hand in der Jacke halte. Schließlich ziehe er schon die ganze Zeit eine Blutspur hinter sich her. Es sei eine Schande, wenn sich der russische Junge mit einem Schrapnell in der Brust dahinschleppt und sie ihm nicht helfen. Dann habe der Lehrer noch gesagt, sie müßten auf ihren Rücken erfahren, was Kampf für Demokratie und Zivilisation bedeute und nicht ruhig zuschauen, wie das junge Blut sich auf dem Wasser ausbreitet. Nur dann würden sie den Preis der Zivilisation kennenlernen und wie man sie schützen müsse! Jawohl.

Sie würden jetzt dem „Genossen Feldwebel" alle Granaten abnehmen und sie selbst tragen. Er solle ihnen nur den Weg weisen.

Sie schnallten Gumenny den Tornister vom Rücken und verteilten die Granaten.

Der Feldwebel schaute seine Begleiter an. Er hielt sich nur mit äußerster Willensanspannung auf den Beinen. Es wunderte ihn, daß die Gesichter, die jetzt durch einen sprühenden Nebel auf ihn zuglitten, nicht finster und böse waren, sondern freundlich und wohlgesonnen.

Zwei Träger stützten Gumenny unter den Armen. Sie gingen wieder vorwärts. Es gab jetzt nichts auf der Welt außer der Wasserstraße. Der Feldwebel sah sie zwischen den Bäumen blinken und rang in einem heißen Nebel nach Atem.

„Dorthin", sagte er von Zeit zu Zeit. „Dorthin."

Die Bäume schienen ihn von beiden Seiten zu erdrücken.

Bald tauchte der Damm auf. Er spannte sich wie ein großes Hufeisen um den Rand des Waldes. Schützengräben waren zu erkennen, graue Mäntel trockneten in der Sonne, Soldaten redeten miteinander. Sie ragten nur bis zur Brust aus den Gräben, es sah aus, als seien sie aus der Erde gewachsen. Direkt am Damm standen die Granatwerfer des Bataillons und die 45-mm-Geschütze. Als die Ungarn unter den Bäumen hervortraten und auf die Batterie zugingen, wobei sie Gumenny auf beiden Seiten stützten, rief jemand von den Männern: „Seht mal, der Feldwebel! Und Zivilisten!"

Der Lehrer antwortete stolz:

„Keine Zivilisten!"

„Sansai, den Feldscher!" rief der Batteriechef seiner Ordonnanz zu, denn er hatte sofort begriffen, was los war.

„Schnell, den Feldscher her!"

Dann wandte er sich höflich an die Ungarn: „Guten Morgen!"

Statt einer Begrüßung antworteten sie im Chor: „Vielen Dank".

Da sie die russischen Worte nicht verstanden, verwechselten sie die Worte der Begrüßung mit denen des Dankes und gebrauchten selbst das eine statt des anderen.

„Wofür danken sie?" fragte der Batteriechef verwundert, schaute seine Männer der Reihe nach an und wiederholte: „Wofür der Dank?"

Die Genossen setzten den völlig entkräfteten Feldwebel auf die Erde und zogen ihm schnell die Jacke aus, wobei Gumenny die Hand aus der Jacke nahm, die zur Faust geballt war.

Und die Faust war völlig vom verkrusteten Blut bedeckt.

Der Batteriechef schwieg, als sei diese Faust die Antwort auf seine Frage.

Unsere aus dem Russischen von Dr. Ruprecht Willnow übersetzte Erzählung, ist auch in dem kürzlich im Militärverlag erschienenen Buch „Preis des Sieges" enthalten. In dieser Anthologie befinden sich weitere Kriegserzählungen namhafter sowjetischer Schriftsteller.

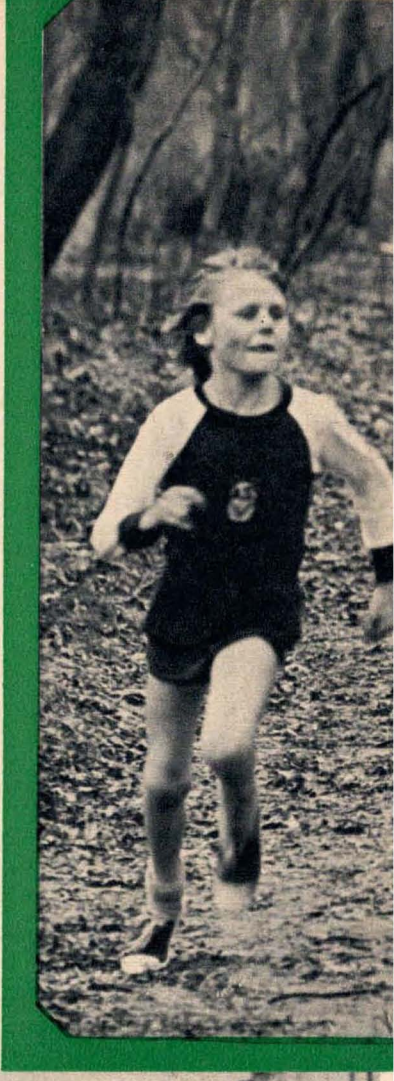
Alle
spurten
zum
Sport...

wenn der Hauptfeldwebel pfeift

Die da so flott aus ihrem Kompaniegebäude wetzen, das sind Matrosen der Grenzkompanie Labitzke. Und der da so kräftig in seine Trillerpfeife pustet, das ist ihr Hauptfeldwebel, Fähnrich Horst Schneider. Nur, nehmen Sie bitte die Überschrift nicht zu wörtlich. Sonst kommen Sie vielleicht noch auf den Gedanken, hier wurden die Soldaten zum Sport immer nur befohlen, nach dem Motto, der Hauptfeld pfeift, und die Matrosen müssen spritzen. Morgens in der Früh ist das bei Soldatens zwar der Fall. Schon sechs Uhr heißt es ja: „Raustreten zum Frühsport!" Und das ist ein Befehl. Da muß jeder die müden Glieder bewegen, auch wenn er sie lieber noch ein Viertelstündchen unter der Bettdecke ausstrecken würde. Aber, wie gesagt, nicht um den Dienstsport geht es hier, sondern um sinnvolle Nutzung der Freizeit. Und da will der Soldat nicht müssen, sondern dürfen oder wollen.

Nur mit Befehlen wäre das sicher nicht zu schaffen gewesen, was die Kompanie Labitzke stolz dem Besucher schwarz auf weiß vorweisen kann: Alle Jahre wieder – „Beste Sportgruppe", und aus den Jahren 1971 und 73 sogar noch den Superlativ „Hervorragende Sportgruppe". Bis 1974 war Korvettenkapitän Mantek Chef der Kompanie. Das sei nicht verschwiegen, denn der sportfreudige Kapitän hat nicht geringen Anteil daran, daß die Matrosen so gern und gut volley-, hand- und fußballern, die Hantel stoßen und crosslaufend die Umgebung ihrer Dienststelle durchstreifen.

Warum wir aber gleich zu Beginn die Matrosen nach der Befehlspfeife des Hauptfeldwebels rennen ließen? Weil er, der Fähnrich



Horst Schneider, der tonangebende Mann in Sachen Freizeitsport seiner Kompanie ist. Schon höheren Orts, im Stab des Verbandes, gab man uns den Tip mit: „Den Sport im Truppenteil Kohn wollt Ihr euch' ansehen? Dann fahrt auf alle Fälle auch in die Kompanie Labitzke! Dort trefft Ihr Fähnrich Schneider, für den Sport tut der alles. Und außerdem ist er **der** Hauptfeldwebel des Verbandes."

Seit zehn Jahren schon ist er in der Kompanie, „und von Anfang an bin ich auch Mitglied der Sportgruppenleitung", ergänzt der Fähnrich. Was es an Sport zu organisieren gibt, geht auch über seinen Tisch. Und das ist nicht gerade wenig. Das Training für die vier Fernwettkämpfe der Armeesportvereinigung – da haben sie Leistungsgruppen zusammengestellt, besonders für Kraft und Ausdauer. In diesem Jahr steuern sie den Titel im Fußball an. Nein, nein, unseren Oberligaklubs wollen sie nicht Konkurrenz machen. So hochgesteckt sind ihre Ziele nicht. Aber „Meister des Truppenteils", das ist ja auch schon etwas.

Horst Schneider ist nicht bloß aktiv als Organisator. Er ist, obwohl er auf die vierzig zugeht, einer der eifrigsten Mitmacher. Der Vater wollte vor Jahren unbedingt einen Fußballer aus ihm machen. Aber dem Horst lag

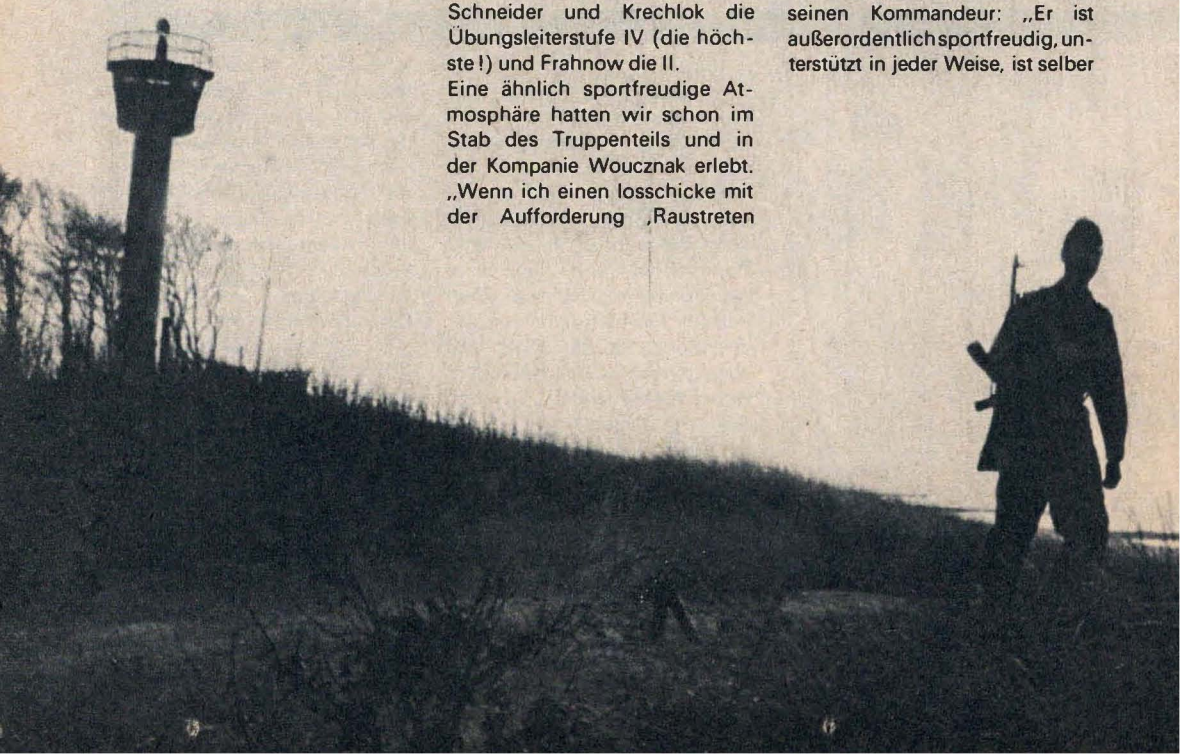
mehr das Laufen ohne Ball. Die Mittelstrecken hatten es ihm angetan. Das ist auch heute noch seine Stärke. Fußball spielt er mit, wenn Not am Mann ist. Aber bei den Fernwettkämpfen fehlt er nie. Als Crossläufer und leichtathletischer Dreikämpfer ist er in seiner Altersklasse im Truppenteil kaum zu besiegen. Wenn er abends am Strand entlang und durch den Wald trabt, dann begnügt er sich nicht mit Mittel(strecken)maß. Fünfzehn oder zwanzig Kilometer sind zwar auch für ihn kein Pappenstiel, „aber wenn schon, denn schon", meint er, „auch ein Hauptfeldwebel kann Ausdauer brauchen." Und die Matrosen ein Vorbild, das sie in ihm ohne Zweifel haben. Davon bin ich überzeugt. Das sind gewissermaßen Nebenwirkungen seines Ausdauertrainings. Sehr wichtige aber.

Und nicht nur die Matrosen sporten nach seiner Pfeife, richtiger gesagt nach seinem Beispiel und seiner Anleitung. Dreimal wöchentlich trainiert er mit den Mädchen und Jungen des Ortes und der Umgebung. Rund 25 Kinder sind im Leichtathletik-Trainingsstützpunkt der Armeesportgemeinschaft mit Eifer bei der Sache. „Trainerkollegin" von Fähnrich Schneider ist Frau Schneider, Sportlehrerin an der Oberschule. Beide Schneiders sind aber nicht miteinander verwandt. Aus seiner Kompanie hat sich der Hauptfeldwebel auch schon Übungsleiternachwuchs herangezogen. Matrose Andreas Krechlok, ein ehemaliger Zehnkämpfer, ist dabei sein „Bestes Pferd im Stall", meint Horst Schneider. „Auch wenn ich mal nicht dabei bin, läuft bei ihm das Training einwandfrei." Drei- oder viermal ist der Matrose wöchentlich auf diese Weise in seiner Freizeit „ausgebucht". Was ihn durchaus nicht hindert, seine dienstlichen Pflichten vorbildlich zu erfüllen. „Bester Matrose" ist er nicht umsonst geworden.

Der Dritte im Bunde der Labitzke-Übungsleiter ist der Matrose Hans-Jürgen Frahnow, selbst natürlich im Sport auch nicht ohne. Bei den letzten Crosslauf-Meisterschaften des Truppenteils war er der Schnellste. Inzwischen werden die drei wohl zum Nutzen ihrer kleinen Leichtathletik-Schützlinge wieder etwas dazu gelernt haben. Das hatten sie sich nämlich vorgenommen: Schneider und Krechlok die Übungsleiterstufe IV (die höchste!) und Frahnow die II.

Eine ähnlich sportfreudige Atmosphäre hatten wir schon im Stab des Truppenteils und in der Kompanie Woucznak erlebt. „Wenn ich einen losschicke mit der Aufforderung ‚Raustreten zum Sport!', dann sind sie garantiert gleich alle da", hatte uns der Kommandeur, Fregattenkapitän Kohn, versichert. Den Beweis trat er schon am nächsten Tag an. Der Chef rief, und viele, viele kamen – zum außerplanmäßigen Kleinfeldfußballspiel Offiziere gegen Unteroffiziere. Mir, der ich doch einigermaßen versiert in Sachen Fußball bin, machte es einen Heidenspaß, mit welcher Spiel- und Einsatzfreude die zum Teil nicht mehr ganz jugendfrischen Seemänner das Fußballbein schwangen.. Auch der Spaß kam nicht zu kurz: Bei einem Scharfschuß zog einer der Unteroffiziersverteidiger etwas erschreckt den Kopf ein. Sein Torwart, ich schätzte ihn auf 100 Kilopond Lebendgewicht, rügte ihn deshalb: „Was gehst du denn weg. Hast du Angst?" Die Antwort wurde dann doch von den Mannschaftskameraden akzeptiert: „Ich will doch nicht meine letzten Haare verlieren."

Nicht unbedingt vorneweg, schließlich spielte er Verteidiger, aber doch mittendrin: Fregattenkapitän Kohn. Auch er ein Beispiel für die Wirkung des Mitmachens der Vorgesetzten. Kapitänleutnant Franz-Heinrich Schoop, der Sportoffizier, über seinen Kommandeur: „Er ist außerordentlich sportfreudig, unterstützt in jeder Weise, ist selber



sehr aktiv und bringt noch ganz gute Leistungen, 3:30 Minuten zum Beispiel für die 1 000 Meter." Dabei braucht auch der 28jährige Sportoffizier sein eigenes Sportlicht nicht unter den Scheffel zu stellen. Im 3. Fernwettkampf, dem leichtathletischen Dreikampf (100-m-Sprint, Weitsprung und Kugelstoßen), war er 1971 und 1973 Meister der Volksmarine, und 1971 holte er sich dazu noch die Bronzemedaille bei der Armeemeisterschaft. Seine 100-Meter-Bestzeit aus dem Vorjahr von 11,0 Sekunden kann sich durchaus sehen lassen. Beim Freizeittraining kann man ihn des öfteren mit anderen Leichtathleten zusammen sehen. Mit Maat Roland Filusch etwa, der sich schon zweimal beim vierten Fernwettkampf, dem militärischen Mehrkampf, den ersten Platz des Verbandes holte und ansonsten gerne lange Strecken läuft. Da tut er sich meist mit Maat Siegberth Illig zusammen. Zweimal in der Woche schrubben die beiden so ihre zehn Kilometer herunter. Oder mit dem Obermatrosen Bodo Wirth, der aber eigentlich mehr ein „schwerer Junge" ist. Seine Spezialstrecke sind Kugel und Diskus. Da holte er sich 1974 immerhin vierte Plätze bei den Volksmarine-Meisterschaften.

Aber Prominenteste der Kohn-Matrosen ist ein echter Schwerathlet: Obermatrose Herbert Bindler (inzwischen schon wieder zu Hause) aus der Sportgruppe Woucznak ist der zweitstärkste Mann der Armee. Auf vielen Sporthochzeiten tanzte er schon. Zu Hause in Hammersleben spielte er Fußball, Handball und Tischtennis. Während seiner Lehre in Magdeburg boxte er. Dann zog es ihn zum Kraftsport. Und als er zur Armee kam, machte er damit weiter. Überall scharte er schnell ein paar Matrosen um sich, die ebenso wie er ihre Freude an der Kraftarbeit hatten. Auch wenn es mal Ärger gab, als er mit sechs, sieben Mann mangels andrer Möglichkeiten auf der Stube zwischen den Betten trainierte.

„Ich bin überzeugt," meinte er, „daß der Kraftsport gerade für Soldaten das richtige ist. Man muß natürlich regelmäßig trainieren. Und ein bißchen Willen aufbringen. Wie oft haben wir, wenn andere ‚an Land' gingen, in unserem Kraftraum im Keller die Hanteln gestemmt." Womit ich eigentlich wieder beim Ausgangspunkt angelangt wäre. Es gibt eine Menge Sportbesessener im Truppenteil Kohn. Von Fähnrich Horst Schneider bis zum Obermatrosen Herbert Bindler. Ihr Beispiel (weniger die Befehlspfeife des Hauptfeldwebels) sorgt dafür, daß immer mehr Matrosen mit Freude beim Freizeitsport dabei sind und dabei schnell merken, daß sich letztlich auch die dienstlichen Aufgaben dadurch leichter lösen lassen.

Oberstleutnant Günther Wirth

In enger Kooperation mit vielen Wirtschaftszweigen

Durch sein umfassendes Produktionsprogramm mit mehr als 400 Grund- und Zwischenprodukten und einem Anteil von ca. 9% der Gesamtproduktion der DDR-Chemie, zählt der VEB Leuna-Werke „Walter Ulbricht" zu den Giganten unserer sozialistischen Chemie-Industrie. 30000 Werktätige produzieren Tag für Tag mit Fleiß und in hoher Qualität Erzeugnisse, die für zahlreiche Industriezweige unserer Republik als Grund-, Zwischen- und Finalprodukte von großer Bedeutung sind. So erstreckt sich die umfangreiche Palette vom Ammoniak für die Landwirtschaft, über Vergaser- und Dieselkraftstoff für Transport- und Verkehrsmittel, wichtigen Ausgangsprodukten für die Herstellung synthetischer Fasern, bewährten Plaststoffen zur rationellen Fertigung von Maschinenbauteilen bis hin zur Herstellung von Katalysatoren, L-Harzen für die Lack- und Farbenproduktion, Leimen für die Möbelindustrie sowie wichtigen Rohstoffen für Pharmazeutika. Durch diese enge Verflechtung des VEB-Leuna-Werke „Walter Ulbricht" mit anderen wichtigen Industriezweigen unserer Republik erwächst die große Bedeutung dieses Werkes für die Erfüllung der Aufgaben des Volkswirtschaftsplanes und der weiteren Intensivierung unserer Volkswirtschaft.
Unterstützen Sie uns dabei!

Wir suchen:

- Facharbeiter für die chemische Produktion (männlich – Wechselschicht)
- Laboranten (männlich-weiblich, Wechselschicht)
- Maschinisten und Kesselwärter (männlich-weiblich, Wechselschicht)
- Elektriker, Dreher, Schlosser und Werkzeugmacher sowie Facharbeiter weiterer Metallberufe
- Rangierer, Transportarbeiter und Bauhandwerker
- Mitarbeiter aller Berufe im Bereich der Arbeiterversorgung und Dienstleistungen
- und Mitarbeiter für die Investvorbereitung und Projektierung

Ihr Einsatz bei uns – lohnt sich auch für Sie!
Ausgerüstet mit modernen Arbeitstechnologien, im 3-Schicht-System rationell und effektiv arbeitend und nach wissenschaftlichen Methoden der sozialistischen Arbeitsorganisation geleitet, bietet unser Werk Ihnen

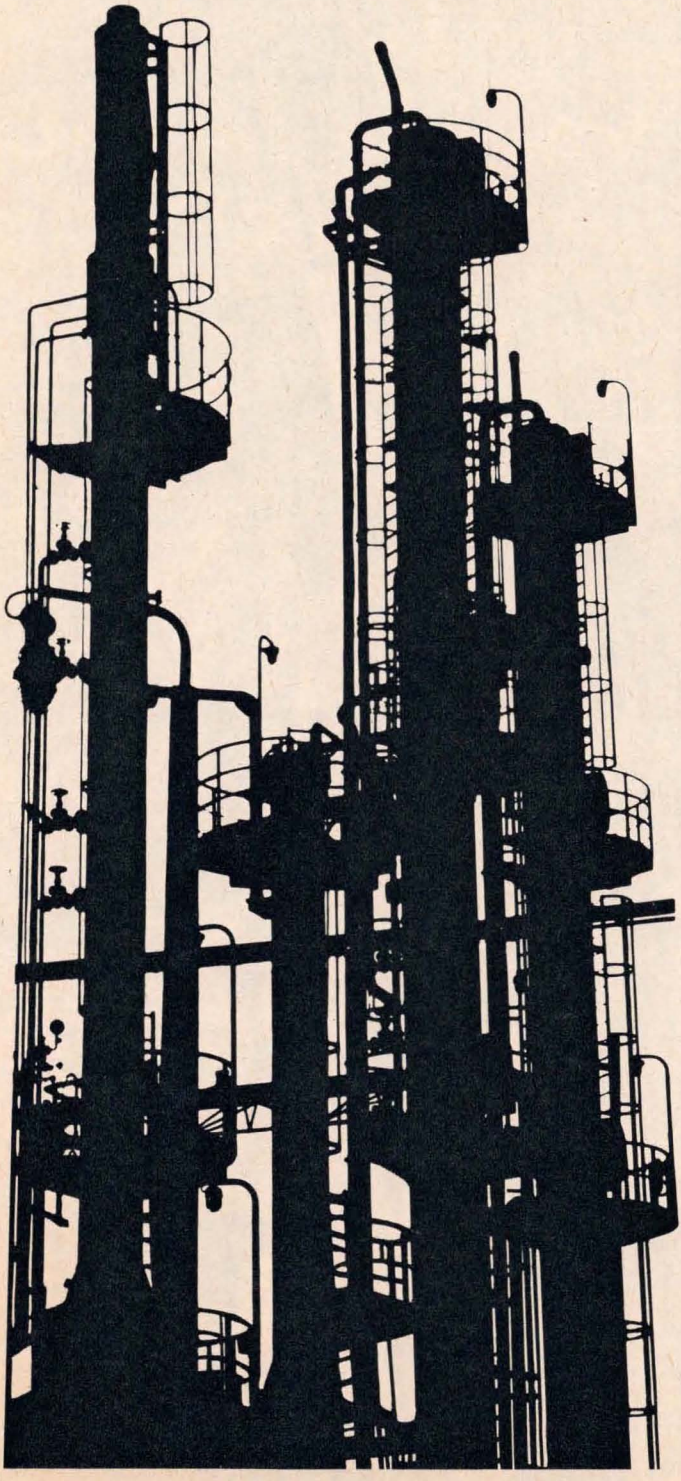
- gute Arbeits- und Lebensbedingungen
- beste Qualifizierungs- und Weiterbildungseinrichtungen

und – eine gute Entlohnung nach dem Tarif der chemischen Industrie, einschließlich Nachtschicht-, Treue- und Jahresendprämie.

Bis zur Zuweisung einer eigenen Wohnung finden Sie in unserem modern eingerichteten Arbeiterwohnheim ein angenehmes Zuhause.
Vielfältige Sportanlagen, eine BSG, Bibliotheken, Clubs und Kulturräume stehen Ihnen für die körperliche und geistige Entspannung zur Verfügung.
Bewährte medizinische Fachkräfte wachen in modernen medizinischen Einrichtungen über Ihre Gesundheit. Für Ihr leibliches Wohlbefinden sorgen mehrere Werkküchen und zahlreiche Kantinen. Sie bieten Ihnen rund um die Uhr eine vorzügliche Arbeiterversorgung.
Viele Dienstleistungseinrichtungen, ein gutes Verkaufsstellennetz, Kinderkrippen und -gärten helfen Ihnen Ihre freie Zeit zu vergrößern.

Entscheiden Sie sich für die Mitarbeit in einen der bedeutendsten Chemiewerke unserer Republik!
Ihre Bewerbungen senden Sie bitte schriftlich, an den

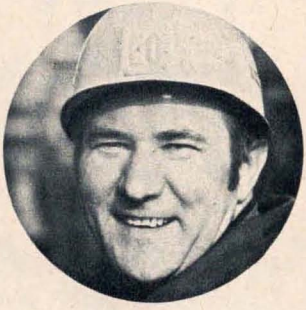
VEB Leuna-Werke
„Walter Ulbricht",
Abt. Kader, 422 Leuna 3



1. Siebenmal wurde Klaus Schröter als Aktivist ausgezeichnet und siebenmal zusammen mit seiner Brigade als „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" geehrt.

2. Die gelernte Fachverkäuferin qualifiziert sich zur Zeit zum Chemiefacharbeiter

3. Zahlreiche ausländische Fachkräfte haben ihre Ausbildung in Leuna erhalten. Auf unserem Bild Laborant Jose Marcano, Venezuela



DEWAG Werbung Berlin, Anzeigenzentrale

Die Weiners werden

Ein Kuß und ein Gruß

Kein Festartikel
zu einem festlichen Anlaß

25

„Die Weinerts", das klingt familiär. Beim Forschen nach den Anfängen des Ensembles stieß ich auf eine Anekdote, die die völlige Identifikation zwischen Ensemble und der Person des Dichters Erich Weinert auf humorvolle Weise zu belegen scheint.

Irgendwann im Jahre 1952 besuchte der Parteisekretär des Ensembles den Dichter an dessen Krankenbett. Erich Weinert überreichte dem jungen Sekretär einen Brief, den er unlängst aus Erfurt erhalten hatte, wo das „EWE" gerade aufgetreten war. Der Sekretär las und wurde abwechselnd rot und blaß. „An Erich Weinert, Berlin. Mein lieber Erich. Deine Küsse in Erfurt, die vergesse ich nie. Daß Du nichts von Dir hören läßt, ist weniger schön . . ." Erich Weinert amüsierte sich köstlich, daß da einer in seinem Namen geküßt hatte. Gewiß kein Hochstapler, sondern das Opfer eines Mißverständnisses, das aus mancherlei Gründen als bedauerlich gelten mag.

Ob seitdem das Erich Weinert Ensemble nur noch kurz „die Weinerts" genannt wird, weiß ich nicht. Auf jeden Fall macht es diese Kurzbezeichnung zu Angehörigen einer großen Familie namens Weinert – bei vollster Respektierung der Tatsache, daß es sich um ein militärisches Kollektiv handelt.

Die genauen Umstände der Namensgebung sind in den 25 Jahren seit der Gründung damals am 15. Juli 1950 ein wenig ins Legendäre entrückt. André Asriel, neben Kuba der künstlerische Mentor des Ensembles während der ersten Jahre seines Bestehens, schränkt ein „soweit ich mich erinnern kann".

„Kuba bewunderte Weinert sehr. Er war es wohl auch, der den Vorschlag machte, das Ensemble nach Erich Weinert zu benennen. Die Verantwortlichen waren damit sehr einverstanden . . . Weinert soll gerührt gewesen sein."

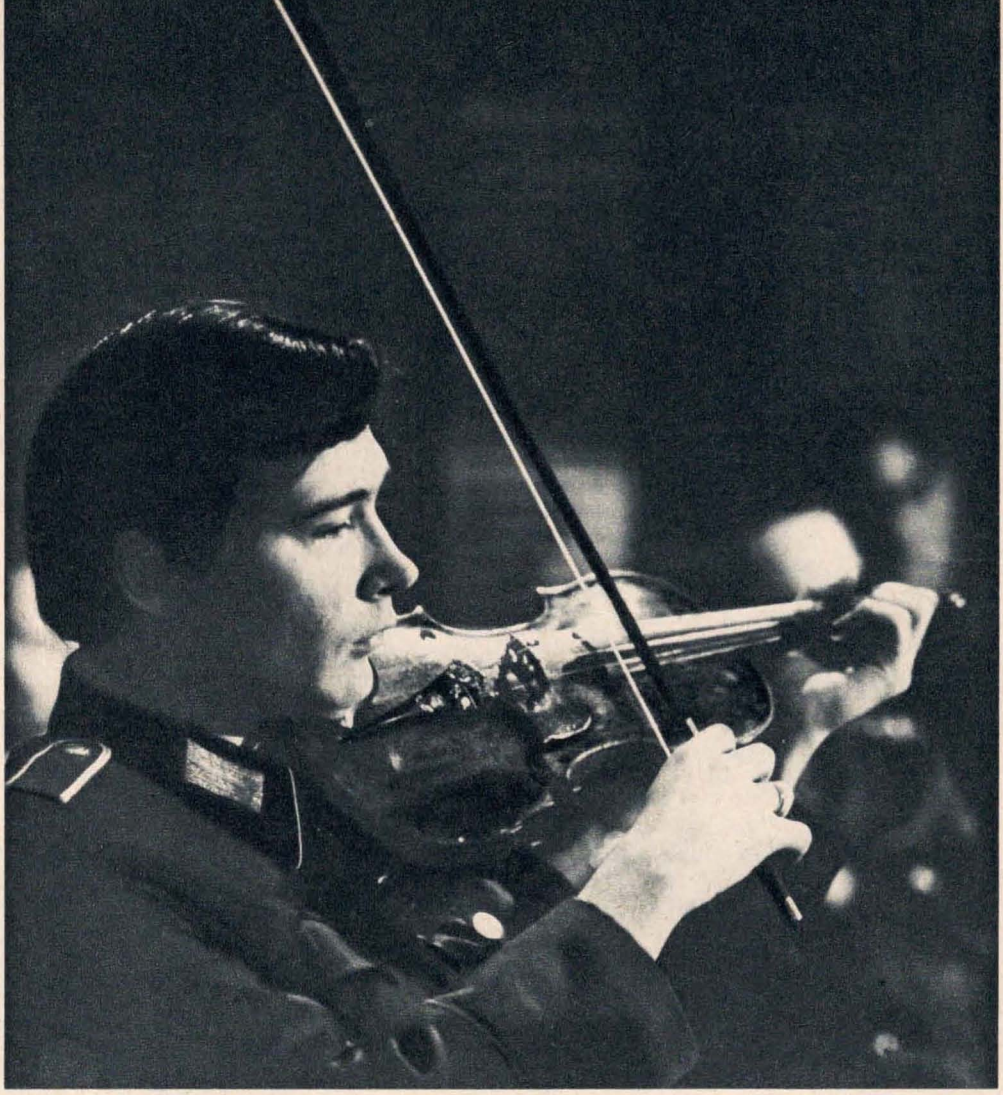
Aber dieser Name war nicht allein als Ehrung für den Dichter gedacht. Der Name war ein Programm. Erich Weinert Ensemble, das sollte heißen: unermüdlicher Einsatz für die Sache der Arbeiterklasse und ihre Partei, feste Freundschaft zur Sowjetunion, Verbindung von Politik und Kunst, Massenverbundenheit. Unzählige Programme sind seit diesem 15. Juli 1950 über unzählige Bühnen gegangen. Der Name Erich Weinert ging

stets als verpflichtendes Programm mit. An ihm werden die Leistungen des Ensembles gemessen.

Der Mann, der aus der Truppe kam

25 Jahre ist das Ensemble alt. Älter als seine jüngsten Mitglieder. Wer sind diese Mitglieder? Wie haben sie sich des großen Namens würdig erwiesen?

Vielleicht denkt man zuallererst an Gesang, wenn von den Weinerts die Rede ist, an Soldatenlieder. Und an dieser Gedankenverbindung ist ja etwas dran. Ballett, Kabarett sind später hinzugekommen. Der Chor war von Anfang an da. Und neue Soldatenlieder zu schaffen gehört vom ersten Tage des Ensembles an zu seinem heißesten Bemühen. Darum sei an erster Stelle ein Sänger aus dem großen Kollektiv des Chores vorge-



stellt, Unteroffizier Wolfgang Millgramm. Er ist jünger als das Ensemble, 20 Jahre alt. (Er kommt daher als Täter für die Erfurter Episode nicht in Betracht.) An seiner Biographie ist nichts Ungewöhnliches. An seinem Äußeren auch nicht: 1,74 m groß, blond, blauäugig. Liebe zur Musik, Liebe zum Gesang. Aber das heißt ja noch längst nicht, den Beruf eines Sängers zu ergreifen. Er wurde auch erst einmal Koch und Mitglied eines FDGB-Kulturensembles, als Tänzer. Nun ist es bei uns so eingerichtet, daß eine Sache auch dann meist noch ins richtige Gleis kommt, wenn sie auf einem Nebengleis begonnen hat. Einmal, nach einem ökonomisch-kulturellen Leistungsvergleich, war sein Herz so voll der Freude über einen errungenen 1. Platz, daß ihm die Lippen übergingen. Kurz, er sang fröhliche Lieder beim Umziehen. Eine kunstsinnige Kulturfunktionärin im Zimmer nebenan hörte ihn dabei, und er war entdeckt: „Mensch, da ist doch was zu machen!" Bekam Gesangsunterricht, bekam die Einberufung, bekam (nach einiger Zeit) die Versetzung zum EWE, zu dem er sich schon vor seiner Einberufung gemeldet hatte. Da ist er jetzt, als zweiter Tenor. Sein Weg ist charakteristisch für den vieler Ensemble-

mitglieder, talentierte Soldaten aus der Truppe, die eine solide künstlerische Ausbildung erhalten. Natürlich kommen heutzutage auch Genossen hinzu, die das Diplom von einer Kunsthochschule in der Tasche haben.

Bei über 50 Veranstaltungen ist er seit dem 1. Juni 1974 aufgetreten. Man rechne nicht nach, wie viele Tage das sind. Denn hinzu kommt Ausbildung, als Sänger, politische und militärische Ausbildung. Jawohl, auch militärische Ausbildung, die in Eggesin absolviert wurde, verbunden mit Veranstaltungen vor den dort stationierten Armeeangehörigen. Das ist der Alltag eines Ensembleangehörigen. Wie sind die Festtage, die Tage die herausragen? Er nennt die Festveranstaltung im Kremlpalast zur Eröffnung der Kulturtage der DDR in der UdSSR im Oktober 1974.

„Ich habe so etwas noch nie erlebt. Ich fahre mit meinen Genossen nach Moskau, stehe auf der Bühne des Kremlpalastes, repräsentiere mit den neuen Soldatenliedern die NVA. Das war für mich etwas Großes. Und auch mit Peter Schreier auf einer Bühne zu stehen, in einem Programm aufzutreten. Auch die Intensität der Probenarbeit war für mich neu. Ich begriff, wie anstrengend der Beruf ist, den ich mir da gewählt habe. Es ist eine Hundearbeit auf deutsch gesagt." Sechs Jahre wird Wolfgang Millgramm dem Ensemble angehören. In drei bis vier Jahren wird er den Abschluß als Chorsänger vorweisen können. Der Weg des Sängers ist ihm eröffnet.

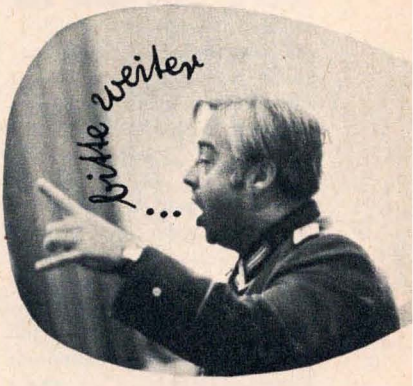
Zur Zeit dieses Gesprächs studierte er Lieder für das Programm zum 30. Jahrestag der Befreiung unseres Landes vom Faschismus ein. Es trägt den Titel „Schulter an Schulter". Er und die Mitglieder des Chores müssen dafür u. a. Soldatenlieder in sechs fremden Sprachen lernen.

„Haben Sie schon mal probiert, einen Satz ungarisch zu sprechen?"

Aki mer, az nyer. (Wer wagt, gewinnt.)

Als der Ofen nicht aus war

Das Kabarett „Die Kneifzange" wird nicht mit dem Ensemble 25. Es ist fünf Jahre jünger. Aber auch ein 20ster Geburtstag sollte Grund zum Feiern und zu einem würdigenden zweiten Kapitel in dieser kleinen Epistel sein. Als Kronzeuge einer ungewöhnlichen Begebenheit zitiere ich Oberstleutnant Horst Heller, den Kommandeur dieser munteren Teilstreitkraft im großen Verband des EWE. (Die Gründung, bzw. Zangengeburt fand 1955 bei einem Kulturwettstreit der Grenzpolizei in Stalinstadt statt! Aus einem Laien- wurde über Nacht ein Berufskabarett, aus dem Grenzsoldaten Horst Heller der Unterleutnant Heller. Das gab es damals noch.) Zuvor gehörte Horst Heller der Volksbildung an, denn er ist von Haus aus Lehrer und ein fideles Haus dazu, was beides für einen Kabarettisten gute Voraussetzungen sein können. Ohne einen pädagogischen Zug entartet ein Kabarett zu einer tristen Meckertruppe und wird damit überflüssig. Nicht unter Horst Hellers Regie bzw. unter seinem Kommando. Nun aber zu seiner Manövergeschichte, denn um eine solche handelt es sich.



„Es war 1970 während des Manövers ‚Waffenbrüderschaft'. Auch wir arbeiteten unter den Bedingungen der gedeckten Truppenführung. Ein Lotse sollte uns an einem bestimmten Punkt erwarten und dann zum Einsatzort bringen. Wir standen zum Punkt am Punkt, aber von unserem Lotsen gab es keine Spur. ‚Jetzt ist der Ofen aus!' sagte ich, aber er war es noch nicht. Wir wendeten uns an unsere Freunde und Helfer, die Genossen der VP. Sie waren gerade dabei, eine Diebin zu verhören, behandelten unsere Sache aber mit Vorrang. Nach vielen Telefongesprächen ermittelten sie, daß unser Publikum irgendwo

Von einem, der umlernen mußte

Das ist die Gegenwart des Ensembles. Wir wollen über ihr die Vergangenheit nicht vergessen, die Zeit vor 25 Jahren.
Stabsfeldwebel Manfred Illgen (44) hat sie miterlebt. Er war einer unter jenen 450 jungen Volkspolizisten, die sich 1950 in der Turnhalle einer alten Kaserne in Berlin-Treptow zusammenfanden. 150 Mann je in einem Raum, der zugleich Probe-

in den Wäldern jenseits der Elbe auf uns warten müsse. Wir also ab, Richtung Fähre. Fähre gefunden, drauf auf die Fähre mit unserem LO, pro Mann eine Mark gezahlt und, nein, noch nicht ab, denn der Fährmann weigerte sich konstant, auch noch unseren Bus mit der Technik überzusetzen. Wir entschieden uns dafür, nunmehr getrennt zu suchen, um vereint auftreten zu können. Und während die Busmannschaft nach einer Brücke über die Elbe forschte, fand sie den Lotsen. Und beide gemeinsam fanden uns dann wieder, und ab ging es – wiedervereint – durch den Wald zum Einsatzort. Dort trafen wir mit 5–6 Stunden Verspätung ein. Die Kämpfer warteten noch immer auf uns, saßen vor einer großen Freilichtbühne und ließen sich durch Schallplattenmusik unterhalten. Es war eine immense Zahl. Wir wurden per Lautsprecherübertragung angekündigt. Die Freude war groß. Natürlich taten wir unser Bestes und kamen großartig an. Hinterher Händeschütteln und als Geschenk eine bunt bemalte Eierhandgranate – natürlich ohne Inhalt.
Solche Einsätze sind für uns nichts Ungewohntes. Wir sind schon zu ebener Erde aufgetreten und bei Regen – was uns nicht viel ausmacht, leider aber zuweilen unserem Klavier. Wir haben unseren Vorhang schon mit Sandsäcken beschwert, damit ihn der Wind nicht wegblasen kann und überhaupt den verschiedensten Stürmen standgehalten. Aber eine Odyssee, wie die bei ‚Waffenbrüderschaft', gab es nicht noch einmal. Und ich hätte keinen Pfifferling darum gegeben, daß die Veranstaltung doch noch stattfinden würde."
Das berichtet Oberstleutnant Horst Heller, der einzige Kommandeur der NVA, für den Witz zu den unabdingbaren – ein Ding von einem Adjektiv, was? – zu den unabdingbaren Kommandeurseigenschaften gehört.

raum war, Doppelstockbetten, Strohsäcke. Sie waren gekommen, um ein Kulturprogramm für das 1. Deutschlandtreffen einzustudieren. Manfred Illgen kam aus einer VP-Bereitschaft. Dort war er durch seine Bemühungen aufgefallen, unbedingt eine Kulturgruppe aufbauen zu wollen. Solche Leute können gefürchtet sein. Doch wo wären wir ohne diese Leute, die das Blut von Pionieren in den Adern haben. Sein Herz für die Kunst ist ihm angeboren. Der Vater war Musiker.
Manfred lernte Geige und nach

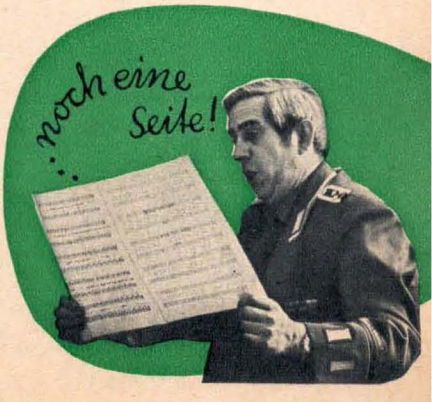
dem Krieg – „das war damals der große Schrei wie jetzt Gitarre" – Saxophon. Nach Treptow jedenfalls nahm er seine Geige mit. Das sich formierende Orchester wurde ein Volksinstrumentenorchester. Die schöpferische Atmosphäre im Ensemble gefiel Manfred Illgen sehr, Kubas Konzeption von einem Ensemble, das aus sich selbst heraus schöpferisch ist, das die künstlerischen Traditionen weiterführt, die sich im Klassenkampf der deutschen Arbeiterklasse entwickelt hatten.

Der junge Volkspolizist mit der Geige machte die erste große DDR-Tournee mit anläßlich der Volkswahlen im Jahre 1950 und lernte auch noch jene legendären holzgasgetriebenen Tourneevehikel kennen, die mitunter stehenblieben, wenn der Fahrer zu wenig Holz aufgelegt hatte. Er studierte zusammen mit seinen Genossen das Programm der VP für die III. Weltfestspiele ein. Manche Lieder, die damals entstanden, gehören inzwischen zum sozusagen klassischen Liedrepertoire unserer Republik, sind geblieben, wie das „Lied vom glücklichen, jungen Kapitän" von Oberstleutnant MD Kurt Greiner Pol (nach einem Text von Kuba).

Herausragender Höhepunkt aus der Zeit des ersten Ensemblejahrfünfts war die erste Auslandstournee 1955 in die Sowjetunion.

„Wir waren begeistert und hatten Bammel zugleich, in die Heimatstadt weltbekannter Ensembles zu fahren. Die Begeisterung war das Dominierende. Mit Gesang sind wir von Biesdorf zur Bahn marschiert. Das geschah genau zu dem Zeitpunkt, als der Warschauer Pakt geschlossen wurde . . .

Ich weiß noch, wie wir uns dann hinter der Bühne im Tschaikowski-Saal in die Arme gefallen sind, als der Beifall kein Ende nehmen wollte. Und in Gorki waren zu unserer Verabschiedung ein paar tausend Menschen zu unserem Hotel gekommen. Sie sahen in uns die Repräsentanten des neuen, friedlichen deutschen Staates. Diese Gorkier mögen empfunden haben, was ein sowjetischer Zugschaffner treffend so auszudrücken wußte: „Du neuer Soldat, du nicht ‚Gott mit uns!'" Das geschah bei der ersten, der unvergeßlichsten von inzwischen 15 Auslandstourneen. Übrigens war aus dem Geiger Manfred Illgen inzwischen ein Bratscher geworden und aus dem Bratscher ein Bassist. Er mußte den schwierigen Weg gehen, umzulernen während der täglichen Arbeit. Er wurde gebraucht. Man konnte ihn nicht auf die Hochschule schicken. Denn er war und ist nicht nur ein guter Musiker, er ist ein guter Genosse, was heißen will, daß er sich um die Dinge des Ensembles kümmert. „Das ist meine Konsequenz aus der langjährigen Tätigkeit. Da kann man nicht nebenherlaufen – jedenfalls ich nicht."



Eine große Zäsur brachte das Jahr 1961 für das Orchester. Sie fiel mit einer anderen großen Zäsur zusammen. Das Orchester war eben in der vollen Umrüstung vom Volksinstrumentenorchester zum Sinfonieorchester begriffen, als der Einsatz des gesamten Ensembles in den Tagen nach dem 13. August notwendig wurde. Mit Einsatzwillen und Improvisationstalent lösten die Weinerts damals auch diese für sie schwierige Aufgabe. Manfred Illgen kam im gedrittelten Klangkörper zu der Gruppe Salonorchester und übernahm zusätzlich die Conférence. „Na ja, man tut eben mehr, als man kann."

Inzwischen ist die Umrüstung längst vollzogen, und das Sinfonieorchester hat sich zu einem anerkannten Klangkörper entwickelt. Oft wird zusammen mit den Freunden des Ensembles der GSSD musiziert. Seit 2 Jahren gibt es regelmäßige gemeinsame Proben. „Eine so enge Zusammenarbeit der beiden Orchester hatten wir noch nie."

1974 fuhr das Weinert-Orchester mit den ausgezeichneten sowjetischen Solisten Wladimir (Balalaika) und Wolodja (Banjo), zwei „sagenhaften Solisten" auf Tournee. Die Dirigenten Oberstleutnant MD Enders und Major Gordejew teilten sich in die Aufgabe der Leitung der Konzerte. „Wir sind damit ganz großartig angekommen."

Gewiß verwirklicht sich gerade in dieser Zusammenarbeit etwas Wesentliches vom Vermächtnis Erich Weinerts.

Das ist längst nicht alles. Da wäre noch von den Mitgliedern des Balletts zu berichten, von der Estradengruppe und vom Doppelquartett, das schon zweimal goldmedaillenschwer vom Leipziger Unterhaltungskunstfestival zurückkehrte. Da wären die Paraden des Soldatenliedes zu erwähnen und die Einsätze zum Einstudieren von Liedern in der Truppe.

Die Weinerts sind in unserer Republik und über ihre Grenzen hinaus zu einem Begriff geworden. Es gibt Schallplatten von ihnen, und sie kommen neuerdings sogar per Fernsehen ins Haus. Sie haben dem Namen Erich Weinerts Ehre gemacht – mit und ohne Kuß. Wünschen wir ihnen zu ihrem 25sten, daß sie nie zu erwachsen werden.

Oberstleutnant Christian Klötzer

General des Sports

Fortsetzung von Seite 15

lichen, sind unzufrieden mit dem jetzigen erreichten Niveau. Was wir in vielen anderen Sportarten erreicht haben, die Weltspitze, das haben wir leider im Fußball noch nicht geschafft. Der Weg dahin führt über höhere Belastung, größere Intensität im Training. Wie überall im Leben muß auch der Sportler eine Kampfposition haben, muß er sich im Training schinden können, um dann im Wettkampf Höchstleistungen zu vollbringen. Ich glaube, nicht alle FCV-Fußballer haben immer diese Position. Aber prinzipiell bin ich überzeugt, daß der FC Vorwärts Frankfurt (O.) wieder seine alte Leistungsstärke erreichen wird. Das ist er seinem Anhang, uns allen und seiner Tradition schuldig: Sechsmal Meister, zweimal FDGB-Pokalsieger – wer kann das in der DDR noch vorweisen!

Was zeichnet denn einen Leistungssportler in der Armee besonders aus?

Er muß eine Persönlichkeit, ein kluger, politisch klarer, ein bewußter Mensch sein, der weiß, was er im Leben will. Der sportliche Höchstleistungen erzielt, aber auch in der Schule, beim Studium, im Beruf und als Soldat nach hervorragenden Ergebnissen strebt. Also rundum eine sozialistische Soldatenpersönlichkeit.

Können Sie uns da ein Beispiel nennen?

Es gibt viele Armeesportler, die solche Persönlichkeiten sind. Für sie will ich stellvertretend Major Gerhard Grimmer nennen. Täglich kann er sich selbst bezwingen. Seine hervorragenden sportlichen Leistungen, seine hohe Selbstdisziplin, sein starker Wille beim Training, im Wettkampf und auch im Studium und nicht zuletzt seine Bescheidenheit und sein vorbildliches Auftreten als Offizier machen ihn zu einem echten Vorbild für die Jugend.

Welche Sportarten werden eigentlich in den Armeesportklubs betrieben?

Der Leistungssport wird zentral durch den DTSB der DDR geführt. Auch die Armeesportvereinigung macht da keine Ausnahme. Wir erfüllen die Beschlüsse des DTSB der DDR und die Aufgaben, die er uns stellt. Wie alle anderen Klubs konzentrieren wir uns auf die olympischen Sportarten: Im ASK Vorwärts Rostock ist der Segelsport beheimatet. Beim ASK Vorwärts Oberhof sind die Wintersportarten konzentriert: Skispringen, Nordische Kombination, Skilanglauf, Biathlon, Rennschlittensport und Bob. Zum ASK Vorwärts Potsdam gehören die Leichtathleten, Schwimmer, Ruderer, Renn- und Slalomkanuten, Fechter sowie die Turner. Den ASK Vorwärts Frankfurt (O.) vertreten die Sportarten Boxen, Gewichtheben, Ringen, Radsport, Schießen, Judo, Handball und Turnen (weiblich). Und im FC Vorwärts Frankfurt (O.) rollt der Fußball, der Name sagt's ja. In allen Sportarten entwickeln wir jetzt auch verstärkt den Frauensport.

Woher kommt der Nachwuchs für die Armeesportklubs?

Nicht aus der Truppe. Dabei glauben noch einige, die Armee hat's einfach. Die kann sich die Leistungssportler einziehen, und das Nachwuchsproblem ist gelöst. Das war noch niemals unser Prinzip. Das kann es und wird es auch niemals sein. Wie überall im DTSB der DDR erhalten auch die Armeesportklubs ihren Nachwuchs nur durch einen gut organisierten Kinder- und Jugendsport. Alle Armeesportgemeinschaften haben Kinder- und Jugendabteilungen. Die talentierten Kinder werden in Trainingszentren bei den Armeesportgemeinschaften ausgebildet und die besten schließlich zur Kinder- und Jugendsportschule und zu den Klubs delegiert. Das klingt so einfach. Aber es erfordert viel Liebe und Arbeit. Tausende ehrenamtliche Trainer, Übungsleiter und Funktionäre brauchen wir dazu. Die das Training organisieren und leiten, die Freund und Erzieher der Kinder sind, die viel Freizeit opfern, auch und gerade am Wochenende, das eigentlich der Familie gehört. Ihnen allen möchte ich hier nochmals herzlich danken.

In der NVA gibt es doch das Militärsportabzeichen. Genügte nicht auch das Sportabzeichen der DDR?

Das Sportabzeichen ist ein Massensportabzeichen. Ehrlich, mir fällt es noch heute mit meinen 46 Jahren nicht schwer, die Bedingungen für Gold zu erfüllen. Da brauche ich nicht einmal viel zu trainieren. Mit dem Militärsportabzeichen – es beinhaltet vor allem militärsportliche Übungen, MPi-Schießen, Handgranatenwerfen, Uniformschwimmen – stellen wir viel höhere Forderungen. Da muß der Soldat hart trainieren, um es zu schaffen. Und das ist ja letzten Endes der Sinn des Sporttreibens in der Nationalen Volksarmee: Durch das regelmäßige Training solche physischen und psychischen Eigenschaften zu entwickeln, die den Soldaten befähigen, die hohen Forderungen des Armeedienstes zu erfüllen.

Es war im Oktober 1970. In der Hauptstadt Lagos zum 10. Jahrestag der Unabhängigkeit Nigerias. Im Federal Palace-Hotel betrat General Yakubu Gowon (Bild o. r.) an der Spitze von nigerianischen hohen Offizieren in Galauniformen den Festsaal. Politiker des Landes in einheimischen und europäischen Festroben, Diplomaten aus aller Welt erwiesen der Militärregierung ihre Ehrerbietung, einer Militärregierung, die gerade zehn Monate zuvor den Bürgerkrieg zugunsten der politischen und wirtschaftlichen Einheit Nigerias entschieden hatte.

Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Immer wieder konnte man in der zurückliegenden Zeit hören, die nigerianischen Militärs würden das Staatsruder bald in die Hände einer Zivilregierung legen. Doch General Gowon hat wissen lassen, daß es vorerst keinerlei Änderungen dieser Art geben werde . . .

Wiederholt hatte ich die Möglichkeit, den nigerianischen Staatschef bei dieser oder jener Amtshandlung zu sehen. Er machte auf mich immer einen konsequenten, zugleich aber auch bescheidenen Eindruck, dem jede zur Schau gestellte Pose eines Volkstribunen oder neuen Häuptlings fehlt. Yakubu Gowon war gerade 32 Jahre alt, als er am 1. August 1966 seinen Vorgänger, General Johnson-Aguivi-Ironsi, ablöste und damit an die Spitze des nigerianischen Staates trat. Als Zwanzigjähriger war der heutige General in die bewaffneten Kräfte, die damals noch unter britischem Befehl standen, eingetreten. Es folgte eine Ausbildung an mehreren britischen Offiziersschulen bzw. Militärakademien.

Mit anderen hohen Offizieren steht General Gowon nunmehr seit 1966 an der Spitze des Obersten Militärrates und des Föderativen Exekutivrates. Er ist Staatsoberhaupt und Befehlshaber der Streitkräfte zugleich. Der Oberste Militärrat besteht aus: General Gowon, dem Stabschef des Obersten Hauptquartiers, dem Stabschef der nigerianischen Armee, dem Chef der Flotte, dem Chef der Luftwaffe sowie den 12 Militärs, die an die Spitze der Bundesstaaten der nigerianischen Föderation stehen und dem Generalinspekteur der Polizei mit seinem Stellvertreter.

Im Januar dieses Jahres hat General Gowon den Föderativen Exekutivrat – die Regierung Ni-

Gerhard Zázworka

NIGERIAS MILITÄRS regieren weiter

gerias – umgebildet. Ihm gehören jetzt 10 Offiziere der Streitkräfte, ein Polizeioffizier und 7 Zivilpolitiker an. 8 Regierungsmitglieder verblieben im Amt, darunter Außenminister Dr. Arikpo und der Minister für Sonderaufgaben, Chief Enahoro. Bei der Vereidigung der Minister orientierte der General darauf, „die Stabilität des Landes zu sichern und die Hoffnungen der Nation zu erfüllen". Er brachte auch seine Erwartung zum Ausdruck, daß jedes Mitglied der Militärregierung aufrichtig und mit ganzer Kraft für das Wohl Nigerias wirkt und dazu beiträgt, die Ziele des dritten Entwicklungsplanes (1975 bis 1980) zu realisieren. Hauptziele dieses Planes,der im April begonnen hat, sind die bedeutende Erweiterung der Erdölförderung, der Aufbau einer eigenen Schwerindustrie, die Schaffung neuer Betriebe zur Deckung des einheimischen Marktes sowie die Modernisierung der landwirtschaftlichen Produktion. Yakubu Gowon nahm aber auch zu Unruhen in Betrieben und Institutionen Stellung und warnte vor Sabotageakten.

Zur gleichen Zeit fand Ende Januar dieses Jahres eine zweitägige Konferenz der Kommandeure der Streitkräfte und der Polizei in der Hauptstadt statt. Die Polizei- und Sicherheitskräfte werden vom Cabinet Office, es untersteht dem General direkt, geleitet. Gleichfalls liegen alle Maßnahmen des Verteidigungsministeriums im Entscheidungsbereich von Yakubu Gowon.

⊙

Nigerias Streitkräfte wuchsen während des Bürgerkrieges von 1967 bis Anfang 1970 von 8000 auf weit über 100000 Mann an. Damit wurden sie nicht nur zur eindeutig mächtigsten organisierten politischen Kraft des Landes, sondern die nigerianische Armee – einschließlich Flotte und Luftstreitkräften – ist zahlenmäßig die stärkste in ganz Schwarzafrika.

Die Vorgeschichte der heutigen nigerianischen Streitkräfte beginnt um die Jahrhundertwende. Damals bildeten die britischen Kolonialherren die West African Frontier Force, eine Art Hilfstruppe mit Polizeicharakter. Neben ihrer kolonialen Aufgabenstellung, die eigenen Landsleute mit Bajonetten niederzuhalten, wurden diese nigerianischen Einheiten zu einer Art Schmelztiegel der Stammesgegensätze. In der ersten Zeit wurden vorwiegend Soldaten aus der Nordregion angeworben. Später kamen weitere Völkerschaften und ethnische Gruppen hinzu. Während der Zeit der beginnenden Unabhängigkeit gab es dann eine Faustregel: 50 Prozent des Militärpersonals sollten aus der Nordregion und je 25 Prozent aus den beiden südlichen Regionen kommen. Ausdruck dafür, wie das Problem der 250 ethnischen Gruppen Nigerias für politische Zwecke mißbraucht wurde.

Der Machtkampf um die Beherrschung der nigerianischen Streit-

kräfte widerspiegelte sich aber vor allem im Offizierskorps. Standen in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts britische und auch indische Offiziere an der Spitze der nigerianischen Bataillone und waren 1948 erst 2 Prozent aller Offiziere Afrikaner, so verstärkte sich in den Jahren kurz vor der Unabhängigkeit Nigerias die Afrikanisierung des Offizierskorps. Von britischer Seite wollte man damit sichern, daß am Tage der Unabhängigkeit ein von Großbritannien beeinflußtes Offizierskorps bestand.

Die Offizierslaufbahn wurde aber auch immer mehr zu einer Sache der Karriere, da für Afrikaner nur wenige andere Entwicklungsmöglichkeiten offenstanden. Immer öfter traten jedoch Forderungen in den Vordergrund, nicht nach der Stammesherkunft, sondern nach der Qualifikation die Kandidaten für den Offiziersberuf auszuwählen. Das begünstigte die Erhöhung des Anteils der Ibos aus der südöstlichen Region, denn hier waren weitaus günstigere Bildungsvoraussetzungen als z. B. im Norden.

Aber auch noch ein anderer Faktor spielt in der Geschichte der nigerianischen Streitkräfte eine beachtliche Rolle. Die Afrikaner, die in den Bataillonen der West African Frontier Force Dienst taten, wurden wiederholt über die Grenzen des eigenen Gebietes hinaus oder auch in anderen Teilen der Welt im Interesse der britischen Politik eingesetzt. Dadurch fand im afrikanischen Militär politisches Denken größeren Eingang, als in den vielen abgelegenen Dörfern des Landes.

Nach der Erklärung der Unabhängigkeit 1960 unterstellte man die föderativen Polizeikräfte dem ersten nigerianischen Premierminister Balewa. Außerdem gab es noch lokale Polizeieinheiten. Die Armee unterstand zwar dem

in der Hauptstadt gebildeten Verteidigungsministerium, aber die Feudalherren im Norden und die in den beiden Südregionen herrschenden Großgrundbesitzer und Vertreter der Bourgeoisie versuchten im gegenseitigen Ringen immer stärkeren Einfluß auf die Armee zu gewinnen. Im Offizierskorps selbst, das man zur nationalen Intelligenz zählen muß, verstärkten sich jedoch im Laufe der Jahre die Bestrebungen, ein wirklich unabhängiges und starkes Nigeria aufzubauen, das sich in einem einheitlichen Staat entwickelt und die blutigen Auseinandersetzungen im Innern beendet.

⊙

Am 16. Januar 1966 übernahm eine Militärregierung die gesamte Macht, nachdem sich im wesentlichen an drei Punkten des Landes Truppenteile gegen die Regierung Balewa, die Emire im Norden und die Machthaber in der Südwestregion erhoben hatten. Staatschef und Oberbefehlshaber der Streitkräfte wurde General Johnson-Aguivi-Ironsi, der das „Ende des Gangstertums, der Mißwirtschaft, Korruption und des Despotismus" verkündete. Die Einheit Nigerias sollte mit Waffengewalt gesichert werden.

Damit endete die „Erste Republik". Innerhalb der Zeit der „Zweiten Republik", die mit der Militärregierung Johnson-Aguivi-Ironsi begann, gab es dann noch einen Machtwechsel – als am 1. August 1966 Generalmajor Yakubu Gowon an die Spitze des Staates trat.

Zu den ersten Maßnahmen der Militärregierung Gowon gehörte unter anderem die 10prozentige Erhöhung der Gewinnsteuer für die ausländischen Erdölkonzerne, die diesen wichtigsten nigerianischen Rohstoff ausbeuteten. Außerdem wurde die alte Regionalgliederung beseitigt und eine Gliederung in 12 nigerianische Bundesstaaten eingeführt. Aber bereits zwei Monate später boykottierte der Militärgouverneur der Ostregion Ojukwu diese Maßnahmen. Und so wollte auch imperialistische Propaganda, vor allem in den USA und in der BRD, glaubenmachen, daß der im Juli 1967 beginnende 30-Monate-Krieg in Nigeria nichts anderes als ein Massaker rivalisierender Militärs war, dessen Ursachen in Stammeskonflikten zu suchen sind. Die Wahrheit sieht anders aus: Die tiefen Ursachen liegen in den sozialökonomischen Veränderungen dieses westafrikanischen Riesenlandes. Die ausländischen Konzerne wollten die Ostregion von Nigeria abspalten, um ungestört, in einem Separatstaat Biafra, die Erdölvorkommen, deren Ausmaß immer deutlicher wird, ausplündern zu können. 1973 förderte Nigeria bereits 100 Millionen Tonnen und steht damit an 6. Stelle in der Welt.

Die USA hatten mit Hilfe des CIA die Biafra-Armee bis auf die Zähne ausgerüstet. Aber die Streitkräfte der Föderativen Regierung siegten. Denn auf ihrer Seite stand die Mehrheit des 80-Millionen-Volkes Nigerias. Zum Sieg über die Separatisten trugen aber auch die Waffen bei, die die Militärregierung Gowon von der UdSSR erhalten hatte. Unter dem Druck dieser sowjetischen Solidarität sah sich schließlich Großbritannien gezwungen, der Föderativen Regierung weiterhin Waffen zu liefern, obwohl auch britische Konzerne am Biafraabenteuer interessiert waren.

Nachdem der letzte Schuß dieses Bürgerkrieges gefallen war, in dem die föderativen Streitkräfte die Einheit Nigerias gerettet hatten, reichte die Regierung Gowon all den Soldaten und Offizieren, die für eine schändliche Sache mißbraucht worden waren, die Hand zur Versöhnung und Zusammenarbeit.

⊙

Noch ist nicht abzusehen, wie eine Regierung von Zivilpolitikern aussehen würde, die eines Tages der Militärregierung folgen wird. Auch ist nicht bekannt, ob sie den Interessen des nigerianischen Volkes mehr entsprechen würde als die Regierung Gowon bisher.

Es gibt durch sie neue Akzente in der Außenpolitik. In Afrika nimmt Nigeria eine führende Position ein, das zeigt sich auch innerhalb der OAU. Mit sozialistischen Staaten unterzeichnete die Regierung Gowon eine Reihe Abkommen. Große Beachtung fand der offizielle Besuch von General Gowon in der Sowjetunion. Die UdSSR ist Hauptpartner eines riesigen nigerianischen Stahlkomplexes und bildet jährlich hunderte nigerianische Fachleute für die Erdölindustrie aus.

- Die Bruttoproduktion der Wirtschaft steigt. 1973 lag die Zuwachsrate bei 12 Prozent. Die Erdölproduktion ist rapide gewachsen. Die Einkünfte aus dem Export Nigerias liegen bei 3,6 Mrd. Mark. Der staatliche Einfluß auf Schlüsselzweige der Wirtschaft wird ausgebaut. Gleichzeitig gewinnt die einheimische Bourgeoisie an Einfluß.
- Fortschritte gibt es in der Volksbildung – durch die Einrichtung vieler Schulen – und im Gesundheitswesen.
- Dennoch stehen viele Probleme auf der Tagesordnung, Erbe der Kolonialzeit: ein großes Heer von Arbeitslosen, Lebensmittelknappheit, ein noch nicht funktionierendes Preissystem, Wucher und Sabotage.

Die Militärregierung, die sich jetzt auf etwa 200000 Mann der Streitkräfte stützt, hat sich vorbehalten, den Zeitpunkt der Machtübernahme an eine Zivilregierung später zu bestimmen. Die weitere Entwicklung in diesem Riesenland mit der größten Bevölkerung Schwarzafrikas und den sicherlich ergiebigsten Rohstoffquellen dieses Kontinents ist von Interesse weit über die Grenzen Afrikas hinaus.

PERSPEKTIVEN IN PIESTERITZ

Moderne Chemieanlagen verarbeiten Erdgas

Wir bieten:

- Wohnung innerhalb von zwei Jahren
- Trennungsentschädigung, Nachtschichtprämie M 7,–
- Jahresendprämie bei Planerfüllung
- Ferienplätze in betriebseigenen Ferienheimen
- Treueurlaub für Betriebszugehörigkeit und Zusatzurlaub bei Planerfüllung

Zur Pflege, Wartung und Instandhaltung der neuen Anlagen stellen wir ein:

- **Schlosser**
- **Kompressorenschlosser**
- **Instandhaltungsmechaniker**
- **Rohrleger**
- **BMSR-Mechaniker**
- **Elektromonteur**
- **Bauhandwerker**
- **männliche Arbeitskräfte zum Anlernen**

Bewerbungen an:

VEB STICKSTOFFWERKE PIESTERITZ

Düngemittelkombinat
Einsatzgruppe Kader – Nordwerk

4602 Wittenberg-Lutherstadt-Piesteritz
Straße der Neuerer 126

Natürlich

Nina!

So wenig Nachdenken, Erwägen und Fragen gab es selten. Die Redaktion war sich klar, wer im nächsten Heft vorgestellt, als nächstes Foto kommen soll: natürlich Nina! Und ich habe mich gefreut, obwohl ich eine Wette mit Nina abgeschlossen und verloren hatte.

Als ich sie kennenlernte, war sie kaum siebzehn, sehr verträumt, voller ungewisser Pläne, wollte theaterspielen, singen, tanzen . . . Ich fand das ebenso natürlich wie Nina. Nur meinte ich, bis sie's damit zu etwas gebracht habe und ich über sie schreiben könne, werde eine ziemliche Zeit vergehen. Erfolg muß hart und lang erarbeitet werden! Sie lächelte ihr kindliches und kapriziöses Nina-Lächeln, ein Mittelding zwischen Flunsch und Diva, sagte nicht viel und hat alle eines Tages überrascht. Überrundete „alte Hasen" und steht nun mitten im Scheinwerferlicht, des großen, für sie selbst fast unglaublichen Erfolgs.

Gratuliere, Nina!

Vor drei Jahren war sie noch „Hilfskraft" im Kindergarten, betreute eine Gruppe Berliner Hosenmätze und wollte Kindergärtnerin werden. Dabei hatte sie schon längst mit den welt-

Autogramm-Anschrift:
104 Berlin, Wilhelm-Pieck-Str. 220

Senkrechtstart im „Automobil"

bedeutenden Brettern Bekanntschaft gemacht, war abends mit ihrer Mutter Eva-Maria – von ihr freundschaftlich Eva genannt – ins Theater gegangen, durfte im Musical „Can-Can" Ballett mitmimen, Schminke riechen und ausprobieren, trug Rüschenkleid, Tanzschuhe, Perücke, schmetterte mit im Chor. Nicht vergebens war der Kinder-Ballettunterricht gewesen, Klavierstunden der Schulzeit halfen ihr mühelos, sich auf der Gitarre zu begleiten. Fehlendes sah sie sich von Könnern ab. Aber Nina sang auch ohne Instrument, imitierte einmal in einsamer Theatergarderobe so unvergleichlich die klassischen Intonationsübungen einer Altistin, daß eine Sängerin erstaunt die Tür aufriß: „Welche Kollegin singt sich denn ein? Heute ist doch keine Oper!" Wer stand vor dem Spiegel, weite Kehle, offener Mund, verzückte Augen – natürlich Nina! So wurde ihre Altstimme entdeckt.

Später lernte sie Reinhard Lakomy kennen, fragte um Rat, wie man zum Singen kommt. „Kannst es ja mal bei mir probieren", sagte Lacky und ließ sie in seinen Chor einsteigen. Tapfer versuchte Nina die Töne zu halten und merkte: Technik fehlt. Und die hat sie eisern erlernt! Sie absolvierte das Studio für Unterhaltungskunst mit Bravour, fiel beim Prüfungskonzert so umwerfend – gut! – aus dem Rahmen, daß Fachleute sagten: Die kommt an! Die Konzert- und Gastspieldirektion gab ihr einen Vertrag. „Catharina Hagen, die neue Schlagersängerin", wurde sie allabendlich im Alfons-Wonneberg-Tourneeprogramm „Mit Liebe und Spaß" angekündigt. Nina, bodenlanges Kleid, verbindliches Lächeln auf den Lippen, sang herkömmliche Schlager im soliden Programm. Es war nicht ganz ihr Rahmen. Gelernt hat sie viel in diesen fünf Monaten, Gespür fürs Publikum, Ensemblegeist, Lampenfieber bekämpfen. Doch manchmal kam die „alte Nina" durch. Bei einer Großveranstaltung nahm sie den Titel „Jetzt geht die Party richtig los" völlig auf die Schippe, schockierte, belustigte und – begeisterte zwei Zuschauer, die sie als echten „Losgeher" erkannten. Es waren die Musiker Michael Heuberg und Christian Claus, die in Leipzig gerade die Gruppe „Automobil" aufgebaut hatten.

Nina stieg um, vom Tourneebus ins Automobil, hatte einen Start mit soviel PS, die selbst einen Traktor in Bewegung gesetzt hätten. Und zugleich setzte die neue Formation – Nina und die sechs Automobilisten – Publikum, Rundfunk und Fernsehen ganz schön in Bewegung. Wer kennt nicht das herzzerreißend traurige Lied vom „Vergessenen Farbfilm", das sich im Sturm die Spitze eroberte? Glückssache, wer eine Single davon abbekam!

Es ging weiter mit Neuem. „Was denn?", „Komm, komm!", „He, wir fahr'n aufs Land!", „Wenn ich an dich denk'" und „Mama, wer ist denn da?" sind die bis heute produzierten Titel. In Tippsendungen und Publikumswertungen liegen fast alle ganz vorn. Bei „rund" konnte das „Automobil", beladen mit der Höchststimmzahl begeisterter Zuhörer, den Start zum nächsten Erfolg ankurbeln. Zum Interpretenwettbewerb in Karl-Marx-Stadt 1974 erhielten sie den Sonderpreis des Komitees für Unterhaltungskunst, und Nina wurde bei „Einmal im Jahr" zur besten Nachwuchsinterpretin gekürt. In zwei Fernsehfilmen, „ABC der Liebe" und „Heute ist Freitag", zeigte Nina Hagen ihr schauspielerisches Talent, war Stargast der „Jugendrevue Nr. 1" im Friedrichstadtpalast, und es ist jammerschade, daß nur wenige ihre selbstgemachten Lieder (Text und Musik), mit „Themen aus dem Leben", die sie zur Gitarre singt, kennen: „Konrad, der Computer", „Grüner Schnittlauch und rote Kirschen", „Die FDGB-Kasse" oder „Karl Regenwetter auf der Sonneninsel"! Das ist ganz Nina, die Komödiantische, Kabarettistische, Kesse, die Künstlerin, die auch malt, ihre „Wunschträume in Öl", akkurat und naiv, und die mit Zwanzig ein eigenes Schauprogramm plant mit Kurt-Demmler-Texten.

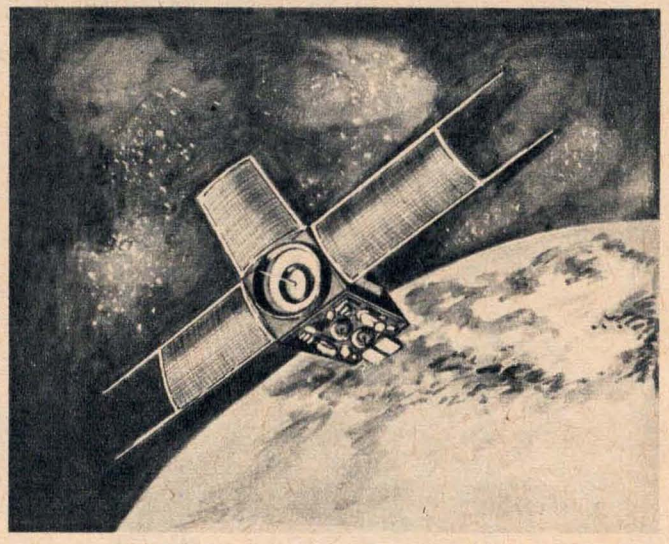
Helga Heine

Wettersatellit NOAA (USA)

Technische Daten:

Verwendung	Nachrichtensatellit
Umlaufmasse	300 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	100°
Umlaufzeit	115 min
Perigäum	1500 km (Kreisbahn)
Apogäum	1500 km
erster Start	23. 11. 70
bisher gestartet	5; 2 Fehlstarts (Stand: Mai 75)

Die Raumflugkörper dieser Serie sind die Nachfolgemuster des Typs Tiros, die in den Jahren 1960 bis 1965 gestartet wurden. Die NOAA dienen zur Wetterbeobachtung und übertragen ständig Meßwerte und Bilder im sichtbaren und im infrarotbereich zur Erde, die auch von Empfangsstationen in der DDR empfangen und aufgezeichnet werden. Die Satelliten haben die Form eines Kastens von 1,02 × 1,02 × 1,22 m mit drei Solarzellenflächen von je 1,0 × 1,5 m.

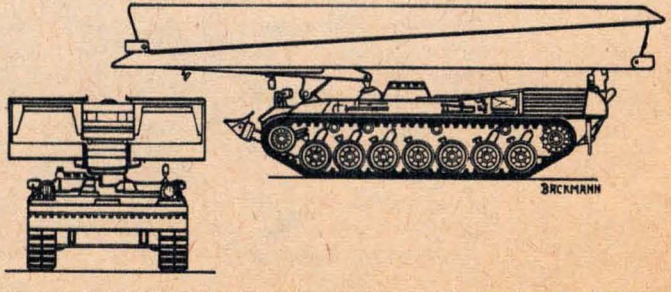


Brückenlegepanzer „Biber" (BRD)

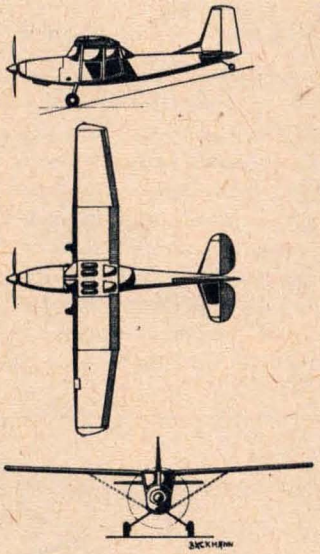
Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	45100 kg
Länge mit Brücke	11400 mm
Breite mit Brücke	4000 mm
Höhe mit Brücke	3500 mm
Bodenfreiheit	440 mm
Höchstgeschwindigkeit	62 km/h
Fahrbereich (Straße)	500 km
Steigfähigkeit	60%
Kletterfähigkeit	1000 mm
Watfähigkeit	1200 mm
Überschreitfähigkeit	3000 mm
Länge der Brücke	22000 mm
Breite der Brücke	4000 mm
Motor	1 × 10-Zyl.-Viertakt-Mehrstoff, 830 PS
Bewaffnung	4 Nebelwurfbecher
Besatzung	2 Mann

Das Gerät löst die alte auf dem M 48 aufgebaute Panzerschnellbrücke ab.



SIAI – Marchetti SM 1019 A (Italien)

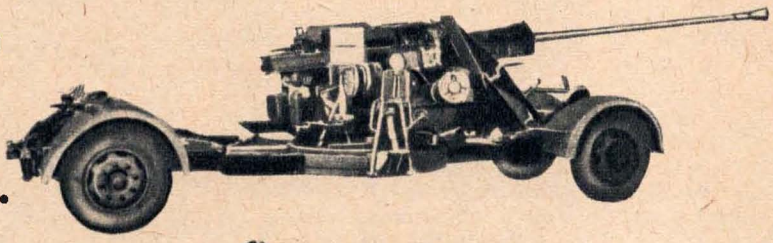


Taktisch-technische Daten:

Spannweite	10,97 m
Länge	8,52 m
Höhe	2,38 m
Startmasse	1270 kg
Höchstgeschwindigkeit	285 km/h
Gipfelhöhe	8000 m
Reichweite	960 km
Triebwerk	1 Propellerturbine Allison 250-B15Q, 320 WPS
Bewaffnung	3 Außenstationen für 224 kg Abwurfwaffen
Besatzung	2 Mann

Das Kleinkampf- und Aufklärungsflugzeug hat große Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Muster Cessna L 19, das vor der SIAI in Lizenz gebaut wurde. Die italienischen Heeresfliegerkräfte sind mit über 100 Flugzeugen dieses Type ausgerüstet.

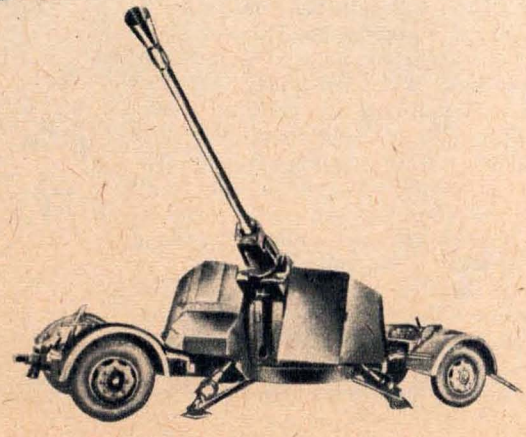
Flak 58 (Deutschland)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	55 mm
Richtbereich Seite	unbegrenzt
Richtbereich Höhe	– 10 bis + 90°
Feuergeschwindigkeit	140 Schuß/min
Masse in Feuerstellung	2990 kg
Masse in Fahrstellung	5490 kg
Masse des Geschosses	2030 g
Anfangsgeschwindigkeit	1050 m/s
Bedienung	5 Mann

Das Geschütz wurde nur bis zum Prototyp entwickelt. Es sollte über Radar oder E-Meßgerät hydraulisch gerichtet werden. Als Weiterentwicklung war eine Zwillingslafette vorgesehen.



Zwischenaufenthalt

Erzählung von Walter Flegel
mit Illustrationen von Karl Fischer

Die Urlaubsfahrt zur Familie endet für Leutnant Birkow vorläufig mit einem unerwarteten Zwischenaufenthalt im Wartezimmer eines Militärstaatsanwaltes. Der junge Zugführer wird sich für einen unbeherrschten Schlag verantworten müssen, mit dem er sich der Zudringlichkeit eines Betrunkenen erwehrt hat. Doch Birkows Gedanken greifen weit über dieses Ereignis hinaus: Warum ist ihm der jetzt neben ihm eingeschlafene Soldat Leonhard, sein bester MG-Schütze, hierher gefolgt? Aus Neugier, Hilfsbereitschaft, Schadenfreude? Oder sind es jene Beweggründe, die Leonhard unlängst veranlaßt hatten, seinen Zugführer zum Zweikampf auf der Sturmbahn herauszufordern? Lesen Sie im 2. Teil der Erzählung (Teil 1 veröffentlichten wir in AR 6/1975), wie sich Birkow damals seinem Rivalen stellte und welchen Ausgang der Zwischenaufenthalt nehmen wird.

Über Nacht war Schnee gefallen, den der kalte Wind wie Nebel umhertrieb, an der Eskaladierwand zusammenwehte und wieder auseinanderstiebte. Birkow hatte die Soldaten und Unteroffiziere in zwei Gruppen eingeteilt und als letztes Paar sich selbst und Leonhard aufgestellt.

Als es so weit war, standen die Soldaten in lockerer Linie hinter dem Ausgangsgraben, redeten, lachten, wetteten. Birkow wartete auf das Startsignal, um dem Stimmengewirr hinter sich entfliehen zu können. Er empfand diesen Lauf, jetzt wo er unmittelbar bevorstand, als etwas völlig Sinnloses, weil der Ausgang sicher war, weil er sich dazu hatte treiben lassen wie ein willenloser Junge. Ärger und Wut auf sich selbst und über die Soldaten rissen ihn hoch, als Unteroffizier Stelling das Kommando gab.

Birkows linker Fuß rutschte am Grabenrand ab, und der Leutnant schlug mit dem Knie auf die frostharte Kante. Bis in den Magen schoß der Schmerz hoch und trieb ihn gleichzeitig vorwärts. Hinter sich vernahm er das Gelächter eines Soldaten, das aber nach einem vielstimmigen Zischen sofort verstummte. Und doch hörte Birkow dieses Lachen auf der ganzen Strecke, vor sich immer den sich gleichmäßig und geschmeidig bewegenden Rücken Leonhards. Dem Soldaten machte dieser Lauf offenbar nichts aus. Für ihn war es nur ein Spaß, so vor dem Leutnant herzulaufen, mit ihm zu spielen, ständig zwei, drei Schritte vornweg zu sein und in Birkow das Gefühl zu wecken, immer näher zu kommen, den anderen gleich zu erreichen, und es doch nicht zu schaffen,

obwohl sich der Leutnant verbissen darum mühte. Plötzlich, in der Höhe der Häuserwände, begriff Birkow, daß er den Soldaten nie einholen würde, daß Leonhard von nun an stets vor ihm herlaufen würde, der ganze Körper ein Ausdruck von Kraft und Überlegenheit. Und Birkow wurde für Augenblicke langsamer, und irgend etwas in ihm dachte: Hör auf mit diesem Blödsinn, hör auf!

Aber er rannte weiter, immer hinter dem Soldaten her, der mit drei Metern Vorsprung das Ziel erreichte, sich hinter dem Graben in den Schnee warf, die Maske vom Kopf riß und sein Gesicht in den feinen zusammengewehten Schnee drückte. Dann spuckte er. Und Birkow erkannte, daß der Soldat ebenso wie er nach Luft rang, daß ihm das Blut in den Ohren pochte und die Bronchien rasselten und er kein Wort herausbrachte.

Niemand lachte. Stelling zeigte den beiden wortlos die Stoppuhren, zeigte sie dann auch den Soldaten des Zuges. Birkow war unter der bisherigen Zeit von Leonhard geblieben und hatte den Soldaten zu einem neuen Rekord getrieben, den im Regiment noch keiner an der Sturmbahn geschafft hatte.

Birkow blickt zu Leonhard, dessen Gesicht schmal ist und rot vom Schlaf. Und der Leutnant fühlt wieder etwas von der Freude, die ihn damals an der Sturmbahn erfaßte. Als sie sich ein wenig erholt und mit ein paar gymnastischen Bewegungen gelockert hatten, streckte Leonhard ihm die Hand hin und sagte: „Hast du mich gejagt, Leutnant!"

Leonhard schläft und lächelt noch immer, als wisse er genau, woran sich der Leutnant erinnert. Daran, daß von jenem Wintertag an etwas Neues im Zug war, nicht auf einmal, sondern sich allmählich zu entwickeln begann. Alles ging immer leichter und schneller, als wäre eine direkte Verbindung hergestellt worden, durch die alle einander besser und genauer verstanden.

Zufall? War das alles wirklich Zufall gewesen? Auch die Rivalität, die trotz Leonhards anerkennenden Worten an der Sturmbahn fortlebte,

die sich nach diesem Zweikampf weiterentwikkelte, in der einer den anderen beobachtete, als wollte keiner sich eine Blöße geben, eine Rivalität, die bald den einen, bald den anderen vorn sah, die in einen kameradschaftlichen Wettbewerb hinüber zu wachsen begann und schließlich alle übrigen im Zuge mitriß? War das wirklich alles Zufall?

Birkow steht auf, plötzlich und unvermittelt, tritt zum Fenster, blickt hinaus, ohne etwas zu erkennen. Er sieht das Lächeln Leonhards vor sich, das nichts Geringschätziges hat und nichts Aufsässiges, sondern etwas von Überlegenheit, und er wendet sich zu dem Soldaten um. Doch der schläft, mit jenem Lächeln, das Birkow nie vergessen wird. Zufall? Oder Absicht? Hatte Leonhard diesen Zweikampf, nach dem sich alles so gut und rasch im Zuge entwickelte, bewußt herbeigeführt, gewollt, geplant? Bei diesem Gedanken sieht Birkow sich erneut hinter dem breiten geschmeidigen Rükken des Soldaten herlaufen. Und er denkt: Ich bin nicht nur auf der Sturmbahn hinter ihm hergelaufen, sondern immer, solange wir zusammen sind. Wer hatte wen gejagt? Einer den anderen, und sie hatten gemeinsam die übrigen hinter sich hergezogen. Hatte Leonhard tatsächlich alles bewußt getan oder nur aus Ahnungen und aus dem Vermögen heraus, eine Situation richtig zu begreifen und das beste aus ihr zu machen?

Fragen, lauter Fragen, die den Leutnant bisher nicht beschäftigt haben. Die ihn nicht einmal beschäftigten, als er nach den Ursachen für den Erfolg gefragt worden war, ja nicht einmal, als sein Zug am Tag der Nationalen Volksarmee mit der Verdienstmedaille der NVA ausgezeichnet wurde.

Zum Nachdenken und Fragen hatte er bisher wenig Zeit gehabt. Er hatte gearbeitet, ausgebildet, geplant, sich mit dem Krieg beschäftigt und damit, wie er am besten verhindert werden kann; jeden Tag von neuem hatte er sich damit beschäftigt und in jeder Ausbildungsstunde.

Zeit hat er heute, in diesem Wartezimmer. Und ihm sind die Antworten plötzlich wichtig geworden, weil er nicht weiterhin vieles nur instinktiv richtig machen möchte, sondern bewußt und damit noch besser. Wichtig erscheinen ihm die Antworten, weil die Arbeit weitergeht, in ein paar Tagen... Wie das heute beim Militärstaatsanwalt für ihn auch ausgehen mag, die Arbeit geht weiter, und er wird sie nicht schlechter machen als bisher.

Er blickt wieder aus dem Fenster, aber anders als bisher. Auf der Straße stehen Eichen, die noch kahl sind. Trotzdem haben sie etwas Lichtes an sich, eine Helligkeit, die von den noch nicht aufgebrochenen Knospen zu kommen scheint. Wie lange hat Birkow sich keinen Baum mehr angesehen? Bäume sind in den letzten Monaten für ihn nur Objekte der militärischen Ausbildung gewesen. Es wird höchste Zeit, daß er Urlaub macht. Aber ist das jetzt überhaupt noch möglich?

Eine Tür wird geöffnet. Er dreht sich um. Wieder sieht er zuerst den Frauenschuh, dann das Tablett und schließlich das ganze Mädchen mit den dunklen Haaren, das ihn so sehr an seine Frau erinnert.

„Sie möchten jetzt reinkommen", sagt sie freundlich. Lautlos nimmt sie die beiden Tassen vom Stuhl, geht rasch und leise weiter, und Birkow blickt ihr nach, bis sie im Flur verschwunden ist. Dann klopft er an und betritt das Zimmer des Staatsanwaltes.

Der Leutnant möchte, daß alles schnell geht, damit er weiß, ob er auf Urlaub fahren oder wieder zum Regiment zurückkehren muß oder...

Der Oberstleutnant ist groß und seine vordere Kopfhälfte kahl. Einen Augenblick wirkt er ganz jung durch die Neugier, mit der er den Eintretenden mustert. Er setzt sich und bietet Birkow einen Stuhl an. Dann fragt er: „Sind Sie Boxer, Genosse Leutnant?"

„Nein."

Wieder mustert er Birkow, und plötzlich geht eine Veränderung in seinem Gesicht vor sich. Es wird dienstlich, streng, und so ist auch seine Stimme jetzt. „Tja, Genosse Leutnant ..." In aller Ruhe nimmt er einen Stenoblock vom Tisch und einen Bleistift, dessen Spitze er umständlich prüft. Das kann lange dauern. Aber Birkow hat keine Zeit, er hat den Kopf voller Fragen, die ihm wichtiger sind als alles was ihm hier geschehen kann.

„Ich bitte Sie", sagte er, „machen Sie es kurz."

„So so. Sie sind wohl immer für Schnelligkeit und rasche Lösungen, wie?" Obwohl der Oberstleutnant das ruhig gesagt hat, spürt Birkow für Augenblicke wieder den Zorn, der ihm gestern abend den Arm geführt hat, um sich der Zudringlichkeit des Betrunkenen zu erwehren.

In diesem Augenblick fragt der Oberstleutnant: „Warum haben Sie zugeschlagen? Wie war das?"

„Das wissen Sie doch bereits."

„Ich möchte es von Ihnen hören."

Birkow weiß nicht, was er sagen soll. Er weiß nur, daß er sich gar nicht auf dieses Gespräch vorbereitet hat. Rechtfertigung gelingt ihm nicht einmal gegen sich selbst. Noch immer unentschlossen, hört er den Oberstleutnant erneut sagen: „Also, Genosse Leutnant, versuchen Sie mir zu erklären, wie das vor sich ging."

„Genau weiß ich es nicht. Ich habe geschlafen", erklärt Birkow. Danach schweigt er wieder eine Weile, und jetzt drängt der Oberstleutnant ihn nicht. Er wartet ab, dann hört er zu, macht sich ein paar Notizen. Birkow wollte gar nicht schlafen. Weil Leonhard im Gang stand, rauchte und ihn und das Abteil, in dem er saß, nicht aus den Augen ließ. Es war, als ginge der Zweikampf zwischen ihnen auch im Zuge weiter. Aber diese Runde verlor Birkow. Noch einmal blickte er zu Leonhard, sah dessen überlegenes Lächeln, dann versank er in eine summende, beruhigende Tiefe wie der Soldat heute morgen im Wartezimmer, wo er vermutlich jetzt noch schläft. Doch ihn weckt niemand. Ihm tippt keiner mit hartem Finger immer wieder zwischen Schulter und Brustkorb, immer auf dieselbe Stelle, bis der Schmerz bohrt und zieht und ihn hochholt aus der Tiefe. Im kurzen Augenblick zwischen Schlaf und Erwachen roch Birkow Schnaps und hörte ein kicherndes Lachen und dann eine grobe Stimme: „Heh, du hier, heh! Genug gepennt. Bist der Jüngste, mach mal Platz fürn müden Arbeiter. Na, mach schon!"

Birkow kam erst richtig zu sich, als der andere ihn an den Oberarmen packte und vom Sitz zerren wollte.

Bis jetzt weiß Birkow nicht, was ihm mehr weh getan hat, der harte Griff an den Armen oder das Benehmen des Betrunkenen. Wahrscheinlich hatte beides gleichzeitig sein Bewußtsein erreicht, hatte ihn sich losreißen und den anderen zurückstoßen lassen.

Doch dann sieht er von neuem das graugrüne Gesicht des Mannes, nachdem dieser gestürzt war, und er ärgert sich und fühlt das wehe Mitleid wieder und denkt daran, daß der andere sicher ebenso müde wie er selber war und außerdem unter Alkohol stand.

Der Oberstleutnant hat zugehört. „Tja", sagt er wieder, und es klingt unentschlossen. „Tja ..." Weiter kommt er nicht, denn die Tür wird aufgerissen. Aber nicht das Mädchen tritt herein, sondern Leonhard. Er lächelt in der

hilflosen Freundlichkeit eines eben Erwachten. Er grüßt, obwohl er seine Mütze gar nicht aufhat.

„Was gibt es?" fragt der Oberstleutnant.

„Einen Zeugen", erwidert Leonhard lächelnd, „einen Zeugen."

„Ich brauche keinen mehr."

„Doch, doch", sagt der Soldat überzeugt und wiederholt: „Doch, doch. Sie müssen wissen, Genosse Oberstleutnant, Leutnant Birkow ist mein Zugführer, und da möcht' ich Sie bitten..."

Der Oberstleutnant legt den Block auf den Oberschenkel des übergeschlagenen Beines, lauscht nach draußen und sagt: „Setzen Sie sich, ich höre."

Leonhard spricht langsam. „Solche Schnapshelden, wie den von heute nacht, kenne ich. Dauernd haben sie das Wort ‚Arbeiter' zwischen den Zähnen wie mancher 'nen Kaugummi. Ich bin auch Arbeiter. Und was es in der Armee zu schuften gibt jeden Tag, das weiß ich, das sollen die erst mal nachmachen, dann können sie die Klappe aufreißen. Das muß man solchen Leuten endlich mal abgewöhnen. So! Und noch was. Der Genosse Leutnant ist mein Zugführer, der steckt fünf von solchen Maulhelden in den Sack, was die Arbeit angeht."

Er lehnt sich zurück, blickt Birkow an, kneift ein Auge zu, und in seiner Haltung, in seinem Gesicht ist etwas von jenem Augenblick, in dem er ihm an der Sturmbahn die Hand hingestreckt und gesagt hat: „Hast du mich gejagt, Leutnant!"

Das Telefon schrillt. Der Oberstleutnant erhält von einer männlichen Stimme irgendeine Meldung und sagt: „Ist gut, schicken Sie sie herauf."

Er schweigt, sieht erst Leonhard, dann Birkow an, legt seine Notizen auf den Tisch und lehnt sich zurück. Abermals wird die Tür geöffnet. Der Leutnant sieht ein paar Männer hereinkommen, und der dritte von ihnen ist der, der im Abteil handgreiflich geworden war. An der rechten Kinnseite klebt ein Pflaster, und um den Kopf hat er einen Verband.

Hinter ihm steht das dunkelhaarige Mädchen und schließt die Tür. Leonhard hat sich als erster gefangen. Er steht auf, tritt zu den Männern und wendet sich an den mit dem Pflaster.

„Das trifft sich gut. Hör mal, Kumpel. Weißt du inzwischen, was du für einen Mist verzapft hast?"

Der andere nickt. Leonhard ist für einen Augenblick sprachlos, dann sagt er nur zwei Worte. „Sieh an."

Der Mann ist noch blaß. Vielleicht mehr vom Alkohol als vom Fall. Er nickt noch einmal. Aber er sagt kein Wort. Ein anderer spricht. Ein kleiner bulliger Mann mit einer Lederjacke, an den Birkow sich gar nicht mehr erinnern kann. Er entschuldigt sich nicht, er erklärt etwas.

„Haben ordentlich einen auf die Lampe gegossen", sagt er und blickt alle, die im Zimmer sind, der Reihe nach an.

„Prämie und Urlaub. Ihr versteht..."

„Trotzdem", unterbricht Leonhard ihn. „Wer so was macht, und wenn's im Tran ist, bei dem ist im Kopf was durcheinander. Das merk' dir."

„Verlaß dich darauf", sagt der Bullige, „so ohne weiteres schlucken wir das nicht. Die ganze Brigade nicht. Verlaß dich da ganz auf mich."

Leonhard steht vor Birkow. Der breite geschmeidige Rücken des Soldaten ist wieder einmal vor dem Leutnant. Birkow stößt die Hand in das breite Kreuz des Soldaten. Leonhard tritt zur Seite. Birkow sagt: „Der Schlag... tut mir leid. Ich habe mich nicht beherrscht."

„Entschuldigt".

„Aber mindestens 10 Fahrgäste haben erlebt", sagt hinter dem Leutnant der Staatsanwalt, „wie ein Offizier der NVA einen Mann niederschlägt. Wegen ein paar dummer Worte. Darum geht's, nicht um eine Beule."

Der Bullige nickt und sagt: „Genau". Er wendet sich zu seinem Mann um, der blaß ist und schweigt, und er fügt hinzu: „Doch das geht nicht bloß den Leutnant an. Dich auch. Uns. Alle!"

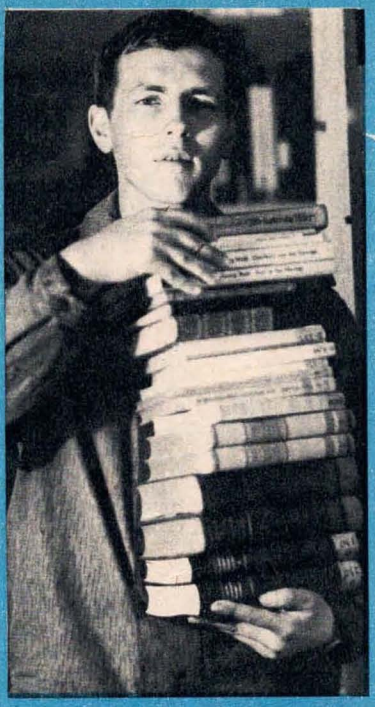
Es klingt, als wäre ein Hammer aufgeschlagen... Als hätte er gesagt, ‚Mist ist so was, merkt's euch!'

Er und der Oberstleutnant reichen sich jetzt die Hände. Den Zettel mit den Notizen zum Fall Birkow legt der Staatsanwalt in eine Mappe, und dann verlangt er vom Leutnant, daß er nach dem Urlaub seinem Kommandeur persönlich über diesen Zwischenaufenthalt berichtet.

Dann gehen sie.

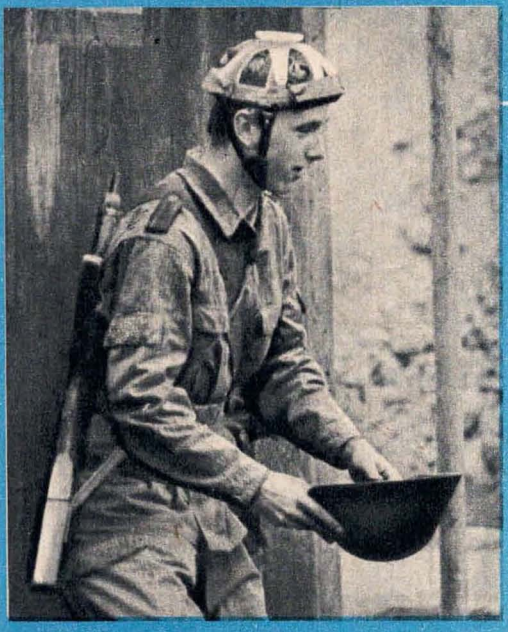
Birkow und Leonhard fahren weiter. Sie haben gemeinsam noch ein ganzes Stück Weg vor sich, heute und in den folgenden Monaten. Und Birkow hat viele Fragen an Leonhard, die er loswerden will, auf die er Antwort haben möchte, damit er sich zu Hause nur mit seiner Frau und mit Matti beschäftigen kann. Die ganzen vier Tage lang.

Aber die Antworten muß er schon heute haben, ehe es weitergeht. Ehe sie nach dem Urlaub die große Arbeit in der Kaserne, im Ausbildungsgelände und auf dem Schießplatz wieder aufnehmen, er und Leonhard und alle anderen.



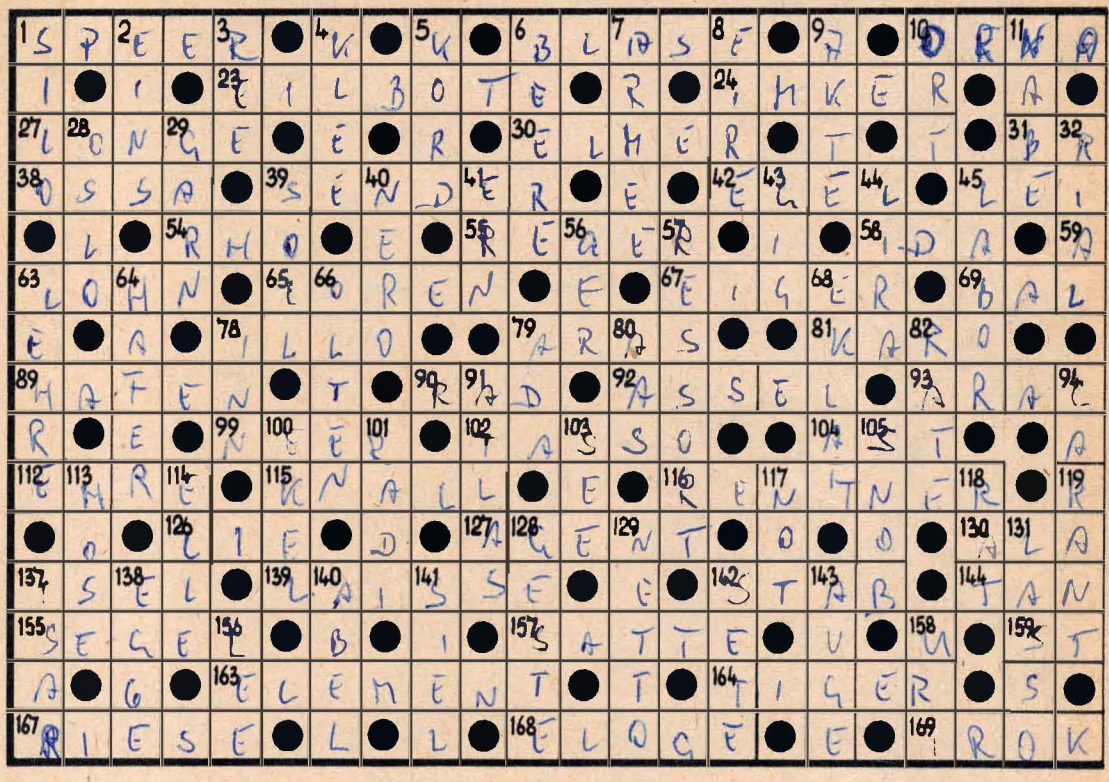
„Für die Fahrt mit dem Urlauberzug samt Verspätungen müßte das ja reichen!"

„Na endlich! Jetzt habe ich den richtigen Nachschlagtopf!"



„Nee, Günter ist nicht dabei. Alles saubere Kragenbinden."

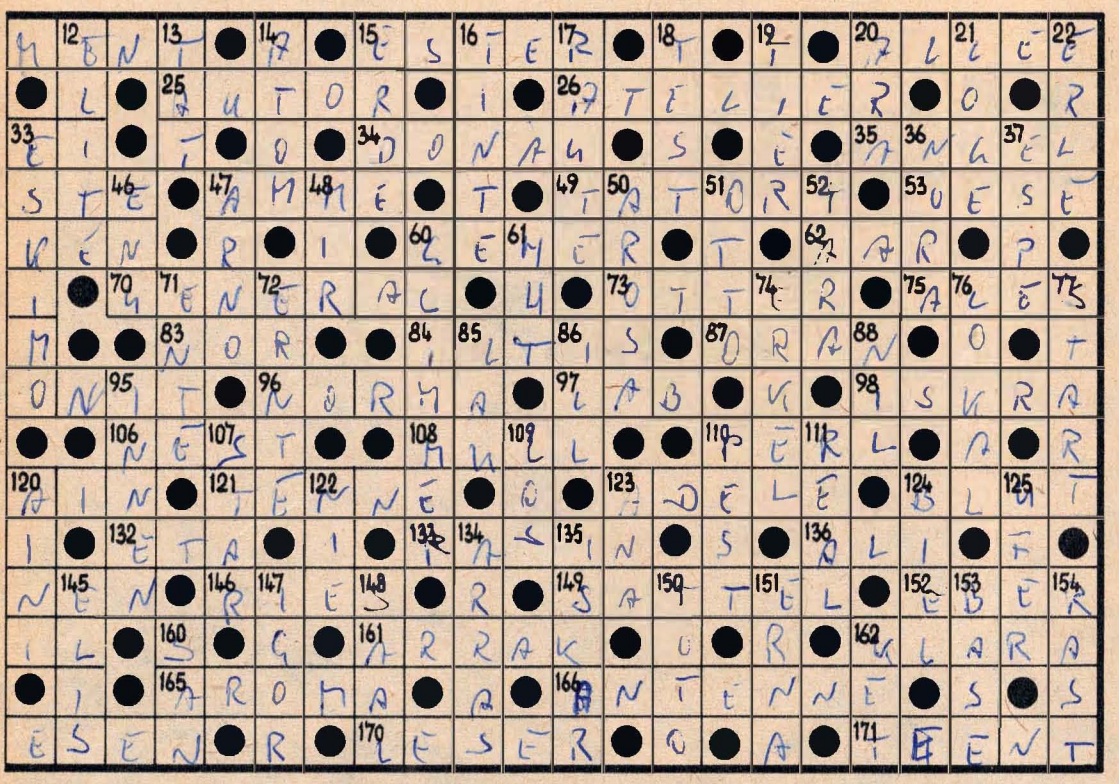
Spitzen PARADE



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. sportliches Wurfgerät, 6. Hohlorgan, 10. Verzierung, Schmuck, 19. chemische Verbindung, 20. Baumstraße, 23. Postengestellter, 24. Bienenzüchter, 29. Urheber eines Werkes, 30. Künstlerwerkstatt, 27. Führleine zum Abrichten von Pferden, 30. Kulturform des Weizens, 31. Kinderspeise, 34. europäischer Strom, 35. Fanggerät, 38. Gebirgszug in Griechenland, 39. Teil einer Funkanlage, 42. Saugwurm, 45. schmales Holz, 47. Nährmutter, 49. Gebiet der Begehung einer Straftat, 53. kleiner Verschluß, 54. griechischer Buchstabe, 55. deutscher Komponist (1916 gest.), 58. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 59. Industriestadt im Bezirk Halle, 60. Leichtathlet, 62. Adler (dichterisch), 63. Arbeitsentgelt, 65. italienische Schauspielerin, 67. Gipfel der Berner Alpen, 69. Insel der Kleinen Sundainseln, 70. hoher militärischer Rang, 73. Schlangenart, 76. Stadt in Frankreich, 78. Gestalt aus Wallenstein, 79. Nebenfluß der Kura, 81. Spielkartenfarbe, 83. Stufe der alpinen Trias, 84. Wieselart, 87. Stadt in Algerien, 89. Schiffsankerplatz, 90. Wagenteil, 92. Krebstier, 93. Mineral, 96. Oper von Bellini, 97. Ferment im Kälbermagen, 98. von Lenin gegründete und geleitete Kampfzeitung, 99. Untiefe, Strudel, 102. größter italienischer Dichter der Spätrenaissance, 104. Baumteil, 106. Tierbau, 108. Verbandsmittel, 110. Schriftgrad, 112. moralischer Begriff, 115. Detonation, 116. Ruhegeldempfänger, 119. Ackergrenze, 121. Scheunenboden, 123. weiblicher Vorname, 124. Lebenssaft, 126. norwegischer Schriftsteller (1908 gest.), 127. Spion, 130. Gebirge in der UdSSR, 132. griechischer Buchstabe, 133. russischer Volksheld, 136. Kalifname, 137. Berg bei Innsbruck, 139. unregelmäßige Folge von Versen in der alten französischen Ependichtung, 142. Stütze, Stecken, 144. Nadelgewächs (Mehrzahl), 146. Papiermaß, 149. Reitsitz, 152. Zuchttier, 155. Teil mancher Schiffe, 157. Milchgefäß, 159. Schreibweise, 161. Reisbranntwein, 162. weiblicher Vorname, 163. Grundstoff, Grundbestandteil, 164. große Raubkatze, 165. Wohlgeschmack, 168. Teil einer Funkanlage, 167. Märchengestalt, 168. Lob, Lobeserhebung, 169. nordamerikanischer Indianerstamm, 170. Zeitschriftenabonnent, 171. Fluß in Mittelengland.

Senkrecht: 1. Getreidespeicher, 2. Zahl, 3. Wendekommando, 4. Futterpflanze, 5. längsgeripptes Gewebe, 6. Strauchfrucht, 7. Heer, Heeresabteilung, 8. Name für Irland, 9. Schriftstück, Urkunde, 10. kleine Ansiedlung, 11. Radteil, 12. Auswahl, Auslese, 13. Handlung, 14. Teil eines chemischen Grundstoffes, 15. Planet, 16. Schreibflüssigkeit, 17. Heilpflanze, 18. Prüfungsexperiment, 19. Lebewesen, 20. Papageienart, 21. Theaterplatz, 22. Laubbaum, 28. europäische Hauptstadt, 29. Nähmittel, 32. Währungseinheit in Iran, 33. Angehöriger eines arktischen Volkes, 36. Bühnenwerk von Ibsen, 37. Laubbaum, 39. Pflicht, Planaufgabe, 40. römischer Kaiser, 41. Hausflur, 43. Sportboot, 44. Währungseinheit in Italien, 45. Arbeitsraum für wissenschaftliche Untersuchungen (Kurzbezeichnung), 46. raumlich beschränkt, 47. Fluß in Italien, 48. russisch: Frieden, 50. schweizerischer Höhenkurort, 51. mannlicher Vorname, 52. Verpackungsgewicht, 56. Wurfspieß, 57. Amt-, Geschäftsbereich, 60. Mineral, 61. Kopfbedeckung, 63. Berufsausbildung, 64. Getreidepflanze, 66. nordschweizerische Stadt, 68. Lärm, Aufsehen, 71. Schwimmvogel, 72. Einbringung der Frucht, 74. ungarischer Komponist (1893 gest.), 76. Gastwirtschaft, 77. Wettkampfbeginn, 78. Neben-



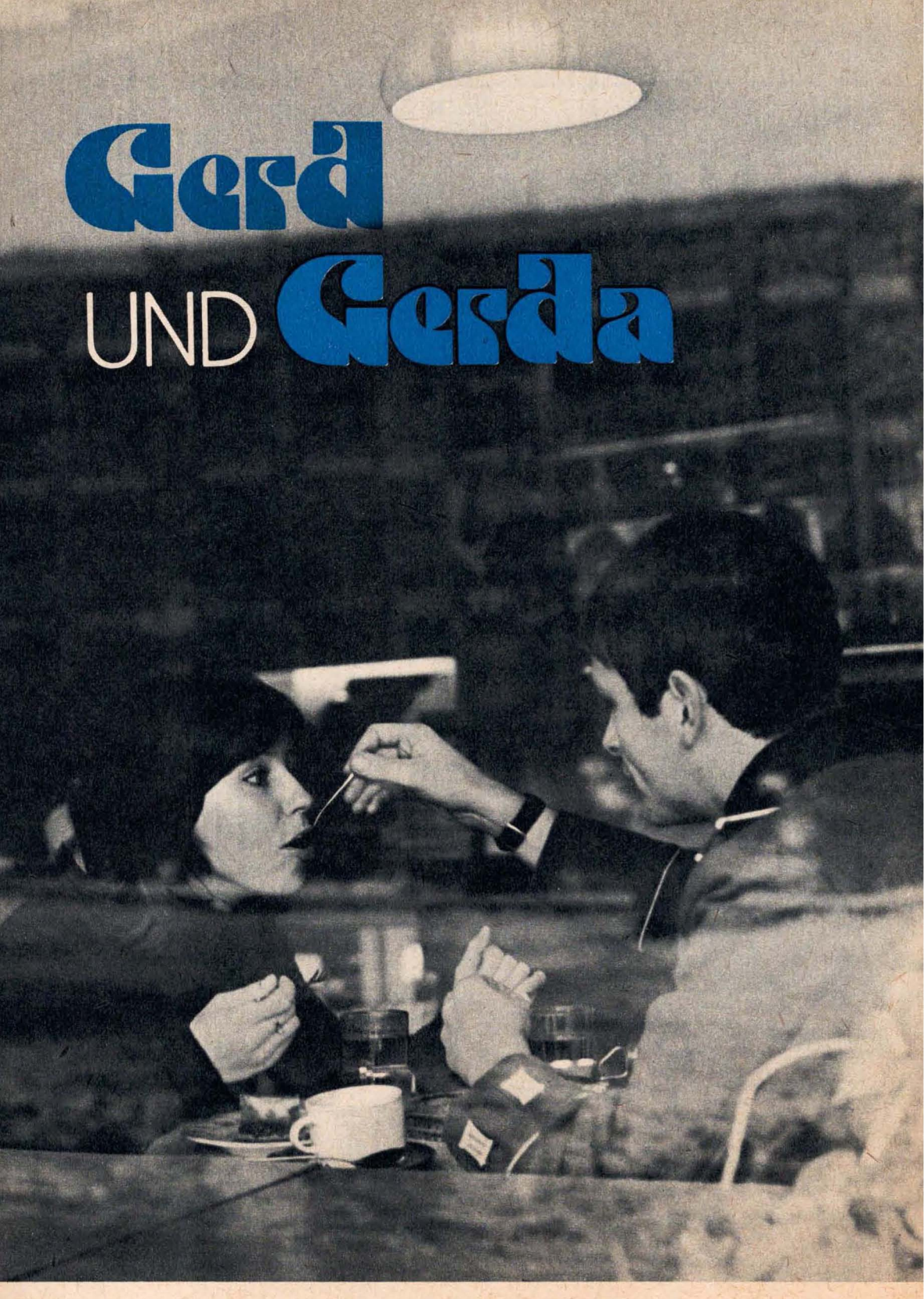
fluß der Donau, 79. Mädchenname, 80. totes Tier, 82. Teilbetrag, 85. Karpfenfisch, 86. Nebenfluß des Rheins, 88. Strom in Nordafrike, 91. Wegeplan, 94. Bürge, 96. das Gegenteil von außen, 100. Abscheu, Widerwillen, 101. mundartlich für Rettich, 103. Gewässer, 105. blasierter Mensch, 107. Vogel, 109. Lotterieanteil, 110. Infektionskrankheit, 111. wirklichkeitsgetreu, 113. Bekleidungsstück, 114. Unterarmknochen, 117. Elend, 118. Tip, Hinweis, 120. tadshikisch-sowjetischer Schriftsteller und Wissenschaftler (1954 gest.), 122. Verneinung, 123. Sammlung von Aussprüchen, 124. schweizerische Industriestadt, 125. Flußbegrenzung, 126. Gebärde, Handbewegung, 129. Reingewicht, 131. Wurfleine, 134. Stadt in Frankreich, 135. Donaunebenfluß in Bulgarien, 137. Nebenfluß der Donau, 138. landwirtschaftliches Gerät, 140. norwegischer Mathematiker, 141. kleine Deichschleuse, 142. südfranzösische Hafenstadt, 143. Sinnesorgan, 145. griechische Küstenlandschaft, 147. russischer Männername, 148. Versammlungsraum, 150. Wettspieleinrichtung, 151. weiblicher Vorname, 153. Verwandte, 154. Ruhepause, 156. Windschatten, 158. schweizerisches Kanton, 160. Nebenfluß der Wisla, 162. englischer Bauernführer.

Auflösung aus Nr. 6/75

Waagerecht: 1. Kreuz, 4. Abend, 8. Niger, 12. Armbrust, 16. Karte, 20. Nepal, 24. antik, 27. Olga, 28. Organ, 29. Lord, 30. Abel, 31. Espen, 32. Ries, 33. Netto, 36. Elite, 37. Samos, 38. Elli, 40. Aar, 41. Iltis, 42. Ideal, 43. Tulpe, 46. treu, 47. uni, 48. Eiter, 50. Gier, 51. Eden, 53. Ahle, 54. Lende, 56. sie, 58. Farn, 59. Bast, 61. Iden, 64. Eibe, 66. Erle, 69. Elke, 70. Hefe, 72. Longe, 74. Erna, 77. Erato, 79. Stroh, 82. Riga, 85. Osten, 86. Araber, 89. Aide, 91. Etage, 93. Renate, 95. Magen, 97. Lille, 98. Gnom, 99. Egge, 100. Line, 101. Rial, 102. Isere, 103. Legat, 105. Bienen, 108. Erpel, 111. Rain, 113. Epilog, 116. Clare, 118. Egel, 121. Leger, 123. Eimer, 125. Dose, 127. Barke, 128. DEFA, 130. Orla, 132. Hose, 134. Kanu, 135. Last, 138. Ster, 139. Ober, 141. Eva, 143. Beste, 146. Eile, 148. Nana, 150. Post, 151. Abert, 155. Ute, 158. Erik, 159. Regie, 161. Erkel, 162. Eisen, 163. Man, 164. Esel, 165. Tonne, 166. Aisne, 167. Ahorn, 168. Horn, 169. Ibsen, 170. Leim, 171. Atem, 172. Tinte, 173. Kilt, 174. Nonne, 175. Sonne, 176. Selen, 177. Annexion, 178. Regel, 179. Effel, 180. Adele.

Senkrecht: 1. Kant, 2. Ente, 3. Zeo, 4. Agent, 5. Bali, 6. Note, 7. Drei, 8. Nase, 9. Inari, 10. Eloge, 11. Rosine, 12. Ader, 13. Mole, 14. Ulan-Bator, 15. Tara, 16. Keiler, 17. Aller, 18. Teile, 19. Esse, 20. Neid, 21. Ende, 22. Aras, 23. Lilie, 24. Ast, 25. Tula, 26. Kien, 34. Erbe, 35. Tube, 39. Idee, 44. Ufer, 45. Prag, 47. Usus, 49. Tier, 52. Eire, 55. Nest, 57. Eide, 60. Sonntag, 62. die, 63. Rad, 65. Eta, 67. Lee, 68. Womecka, 70. Halde, 71. Felge, 72. legal, 73. Gambe, 75. Rage, 76. Niere, 78. Oglio, 80. Terga, 81. Halle, 83. Irene, 84. Arena, 85. Oel, 87. Ale, 88. Ren, 90. Alemannen, 92. Eins, 93. Ree, 94. All, 96. Nie, 104. Elle, 106. Irma, 107. Edo, 109. Pik, 110. Lena, 112. Ade, 114. Pas, 115. Oboe, 117. Rute, 119. Gabe, 120. Lori, 122. Leinen, 124. Rune, 126. Elster, 128. Dreh, 129. fair, 131. Avers, 132. Heine, 133. Seele, 136. Atome, 137. Tante, 138. steil, 139. Oran, 140. Egon, 142. Arno, 143. Bein, 144. Elbe, 145. Tees, 147. Emma, 149. Astl, 150. Plan, 152. Beil, 153. Rate, 154. Tief, 155. Unke, 157. Robe, 158. Knie, 160. Ehe, 167. Ata.

Gerd UND Gerda



ERINNERUNGEN

Abends, wenn der Staub sich gelegt hat, riecht der Wald wieder nach Wald. Die Fahrzeuge stehen getarnt zwischen den Kiefern. Keiner betritt die ausgefahrenen zerspurten Schneisen. Auch die Gruppen und Züge, die zum Essen an die Feldküchen gehen, schlängeln sich in lockeren Linien zwischen den Bäumen hindurch. Kaum einer spricht. Irgendwo läuft ein Rundfunkempfänger. Das monotone Geräusch der Aggregate, die Licht für die Arbeitszelte und Stabswagen schaffen, schläfert ein. Über dem Konzentrationsraum liegt eine Schläfrigkeit, die etwas Gespanntes hat. Das macht sich bemerkbar, wenn sich einmal eine der Türen zu dem mit Tarnnetzen überdachten Stabshause mit dumpfem Schnaufen öffnet und für Augenblicke Licht in die Dämmerung fällt und im Licht über Karten gebeugte Offiziere zu erkennen sind, Bruchteile von Befehlen und Meldungen zu hören sind, die empfangen oder gegeben werden. Die Schläfrigkeit, die über dem Hochwald liegt, täuscht: Sie ist nur eine augenblickliche Entspannung. Gerd erlebt das alles nicht zum ersten Mal. Schon einige solcher Übungen hat er mitgemacht. Aber immer von neuem packt ihn die Atmosphäre, in der das gesamte riesige Regiment unter einem Willen steht. Ein Ziel hat, das alle Bewegungen, alle Gedanken und Handlungen ausmacht und

bestimmt. Übungen, während derer alles Unwichtige, alles Alltägliche des Kasernendienstes wie Ballast und von jedem fast von selbst abgeworfen wird. Übungen, in denen sich für Gerd immer von neuem wortlos und gerade darum am überzeugendsten der Sinn des Soldatseins offenbart.

Seit zwei Tagen sind sie unterwegs. Nicht nur ihr Regiment, die gesamte Division soll alarmiert worden sein. Und Tage wird es noch dauern, bis sie die Stadt und ihre Kaserne wieder erreichen. Gerd sehnt sich danach nicht. Er wünscht sich, daß diese Übung nie enden möge. Daß dieses Große, Wichtige lange andauern möge. Aber er weiß, daß es dann alltäglich würde. Und er weiß, daß seine Wünsche persönlich bedingt sind. Daß er ausweichen will. Einer Entscheidung, an die er immer wieder denkt. Die er jedoch nie zu Ende denkt. Immer, wenn im Ablauf der Übung solch eine Ruhe eintritt, denkt er bald an Gerda, bald an Annemarie. Wenn er während des Marsches an einer Wiese vorüberfährt, sieht er sich mit Gerda in ihr liegen; sieht das Paddelboot, das Nixe heißt. Er erinnert sich an ihre Straßengänge in Brandenburg. An die stillen und harten Stunden mit Gerda, an ihr Haar. Ihren Geruch. An das Frösteln ihres Körpers, wenn er sie mit seiner rauhen Hand irgendwo berührt. Erinnert sich an Gerda wie an etwas Vertrautes. An etwas Gutes, Warmes, Ruhiges. Das ist wie das Zuhause, wie die Stadt, in der man jeden Winkel kennt. An Gerdas Erschrecken denkt er, als er die Einberufung bekam. An ihre Tränen. Alles sieht er vor sich, genau und deutlich. Aber ebenso oft denkt er an Annemarie. An ihr langes schweres Haar. An ihre Schritte neben sich. Wie sie den Arm in seinen steckt. Wie sie ihm die Tür öffnet. Und ihn einläßt am Sonntag. Jenen Kuß von ihr mit kühlen und harten Lippen, die sich erst allmählich entspannten. Ihr ganzer Körper entspannte sich. Gerd spürt ihre Schwere und Wärme wieder. An Annemarie denkt er anders. Mit Unruhe. Mit einer Sehnsucht, die ein Fernweh ist. Die wohl alles Neue in einem Menschen auslöst. Annemarie, das war etwas Unbekanntes. Etwas Schönes. Wie eine fremde schöne Stadt. Von der man viel gehört hat, bevor man sie betritt. In der es auf Schritt und Tritt Neues zu entdecken gibt. Unbekanntes. Auch in einem selbst.

Gerd horcht auf. Er richtet sich an der Kiefer ein wenig hoch, gegen die er gelehnt sitzt. Vom Befehlsstand des Kompaniechefs her hastet ein Melder an den SPW entlang. Aber er läuft an allen vorbei. Auch an Gerd. Dann kommen die Zugführer unter dem Tarnnetz hervor, unter dem der Kompaniechef arbeitet. Sie gehen langsam, reden miteinander. Schrader klopft Gerd auf die Schulter. Sagt: „Schlaf ein bißchen. Wir haben zwei, drei Stunden Zeit!"

Gerd nickt. Er lehnt sich zurück. Setzt sich bequem zurecht. Schiebt das Käppi über die Augen. Aber er kann nicht schlafen. Wie von selbst tauchen die Erinnerungen in ihm auf. Allmählich verblaßt manches Bild, verschwimmt, löst sich auf. Annemaries wird deutlicher. Noch einmal erlebt er jenen Sonntag in Annemaries Wohnung am Rande der Stadt. Noch einmal wundert er sich. Weil er Annemarie ohne Gewissensbisse geküßt und umarmt hat. Weil beide sich durch nichts haben davon abhalten und dann stören lassen. Durch kein Wort, keinen Gedanken, keine Frage, keine Forderung und kein Versprechen. Sie liebten sich. Blieben zusammen bis zum anderen Morgen, mit einer Sicherheit und Hingabe, die ganz ohne Scheu, ganz ohne Vorwurf war. Und bleiben würde. Dessen war Gerd völlig sicher. Obwohl sie nicht ein Wort dazu gesprochen hatten. Und verabschiedet hatten sie sich, ohne sich neu zu verabreden. Leicht und froh. Solch ein Erlebnis läßt sich nicht verabreden. Es ist da. Es kommt auf einen zu. Aber an den meisten geht es vorbei.

Zweimal hat Gerd inzwischen Annemarie wieder gesehen. Über jede Begegnung hatten sie sich gefreut. Immer hatte ihr Zusammensein sie verbunden. Wiederholt hatte es sich nicht. Bisher. Gerd weiß nicht, ob es überhaupt wiederholbar ist. Er wünscht es sich. Im nächsten Augenblick will er es nicht. Er weiß nicht, ob eine Wiederholung dieses Erlebnis kleiner machen würde.

Wieder und immer wieder geht er am Morgen von Annemaries Haus weg. Sieht sich um. Winkt ihr. Und fühlt eine Leichtigkeit, die ihm bis zu diesem Morgen unbekannt war. Er geht. Geht zum Dienst. Findet einen Brief von Gerda. Sie hat die Prüfung bestanden. Jetzt ist sie Kranfahrerin. Er lächelt. Gerda, dieses Mädchen, das er für einen Jungen Pionier hält, und Tonnengewichte transportieren. Er war seither auch mit Gerda nicht zusammen. Wiedergekommen ist sie nicht. Auf Besuch. Den Jahresurlaub hat Gerd erst nach der Übung. Ihre Briefe sind seltener und kürzer geworden. Seit ihrem Besuch. In keinem hat sie sich zu seiner Längerverpflichtung geäußert. Auch er nicht. Sie weiß es. Er hat sich entschieden.

Den Urlaub werden sie gemeinsam verleben. Dabei wird sich alles ergeben. Sie werden einander wieder näherkommen oder sich noch weiter voneinander entfernen.

Gerda. Gerda. Gerda. Er schwimmt mit ihr. Taucht. Über sich sieht er Gerda, braun, nackt. Er taucht auf, greift nach ihr. Drückt sie an sich. Spürt ihre festen Brüste, ihre Schenkel . . .

„Kompanie Marschbereitschaft herstellen!" Das war der Kompaniechef. Gerd springt auf. Ist nach einigen Schritten an seinem SPW. Die Soldaten sind schon dabei, die Tarnung herabzuzerren.

Es geht weiter.

Oberstleutnant Walter Flegel

Vielseitig und interessant – die Arbeit in der Handelsflotte

Wir warten auf Ihre Mitarbeit

BEREICH DECK

Abschluß 8. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem technisch orientierten oder handwerklichem Beruf.

BEREICH MASCHINE

Abschluß 10. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem maschinentechnischem Beruf.

Heizer Voraussetzung Facharbeiterabschluß in einem der nachstehend genannten Berufe: Maschinist für Wärmekraftwerksanlagen, Maschinist für Wärmekraftwerke, Hochdruckheizer.

Elektriker Facharbeiterabschluß Elektromonteur, Elektroinstallateur

BEREICH WIRTSCHAFT

Koch, Bäcker (Facharbeiterabschluß)

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/Betrieb richten Sie an die für Ihren Wohnort günstigste Außenstelle in:

1071 Berlin, Wichertstr. 47
Telefon: 4497889
8023 Dresden, Rehefelder Str. 5
Telefon: 577176

25 Rostock
„Haus der Schiffahrt"
Lange Straße
Postenschrift: 25 Rostock ÜSH
PSF 188

701 Leipzig, Neumarkt, Pavillon des Seeverkehrs, Postfach 950
Telefon: 200502
501 Erfurt, Kettenstr. 8
PSF 345, Telefon: 29293

VEB DEUTFRACHT / SEEREEDEREI ROSTOCK

4

40

68

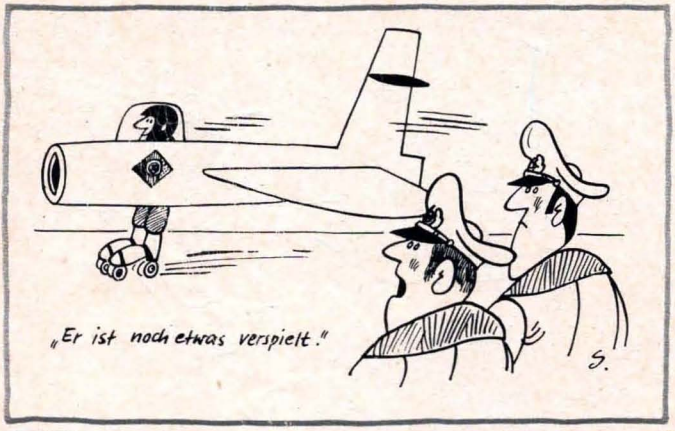
INHALT

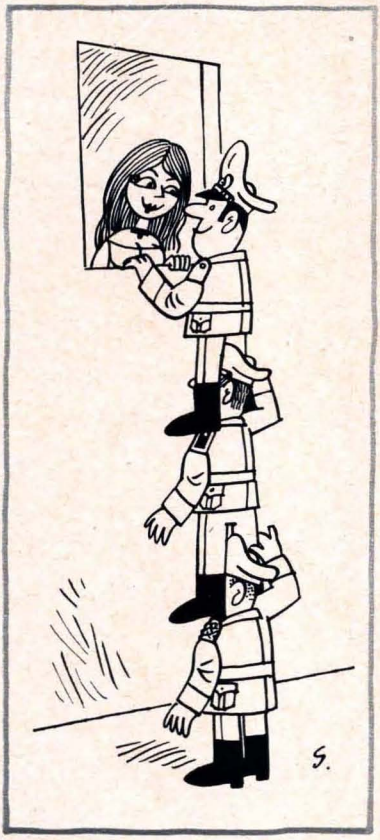
3 Was ist Sache?
4 Schwimmender Stahl
7 Leser vom Dienst
10 General des Sports
16 AR Bildkunst
18 Tornados aus Ottobrunn
22 AR international
24 Frühling an der Morava
32 Postsack
36 Preisausschreiben: AR Spiel 75
40 Was macht der Seemann?
46 Sicher im Griff
53 AR Waffensammlung 75/ Haubitzen
57 Schützen auf dem Marsch
60 Alle spurten zum Sport...
68 Ein Kuß und ein Gruß
76 Nigerias Militärs regieren weiter
82 Natürlich Nina!
84 Typenblätter
86 Zwischenaufenthalt
91 Spitzenparade
92 Rätsel
94 Gerd und Gerda

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin • Redaktion „Armee-Rundschau" • Chefredakteur: Oberst Karl-Heinz Freitag • Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Postfach 46130, Telefon 530761 • Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR • Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau; Oberst J. Schaulow – Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny – Prag; Major E. Kutas – Budapest; Oberst I. Capet – Bukarest • „Armee-Rundschau" erscheint monatlich • Preis je Heft: 1,– Mark • Bezugszeit monatlich • Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion • Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr • Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post oder den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 102 Berlin, Rungestr. 20. Außerhalb der DDR nimmt der internationale Buch- und Zeitschriftenhandel Bestellungen entgegen. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160. Im sozialistischen Ausland können Bestellungen nur über die Postzeitungsvertriebsämter erfolgen. Die Verkaufspreise sind dort bzw. durch Einsicht in die Postzeitungslisten zu erfahren • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Telefon: 226 27 15, sowie alle DEWAG-Betriebe und deren Zweig- und Annahmestellen in den Bezirken der DDR • Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 • Gesamtherstellung: Grafischer Großbetrieb Interdruck, Leipzig • Gestaltung: Horst Scheffler • Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 29. 4. 1975

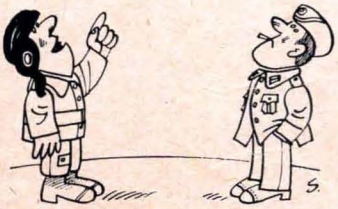
Fotos: Gebauer (21), Titel; S. 50, 41, 42, 43, 44, 45, 61, 62, 63, 64, 65; Uhlenhut (19), S. 2, 36, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 94, 95; Archiv (14); S. 4, 5, 66, 67, 91, 22, 23; Schpikalow (1), S. 6, 7; Bach (7), S. 11, 12, 13, 16; Holst (1), S. 30; Gamski (1), S. 31; Klöppel (2), S. 37, 38, 39; Fröbus (11), S. 46, 47, 48, 49, 50, 61, 62; Kreßner (1), S. 77; Zezworka (2), S. 76, 77; ZB (6), S. 78, 79, 85; Wagner (1), S. 82; Weber (1), S. 91; Progress (1), S. 36; Leher (1), Rücktitel.





Was sonst noch passierte...

... zeichnete Horst Schrade



„Die Neuererbewegung ist bei uns ganz groß!"

ar 31 036

Jetzt klappt's mit dem Farbfilm

NINA HAGEN